Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Dreizehnter Jahrgang. Band 22.

Frost im Frühling.

Roman in zwei Bänden

von

Georg Mengs.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1897.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Achtes Kapitel.

Als Winegg einige Zeit darauf sein Zimmer betrat, fand er einen Brief Susis. Wie ein Hungriger stürzte er sich im ersten Moment darauf, dann lachte er bitter und schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn. Alter Narr, ruhig! Du wolltest doch ganz ruhig sein! Er nahm erst die andern Briefe, war aber in der Erwartung auf diesen einzigen so erregt, daß er nicht wußte, was er las, und sie wieder beiseite warf. Nachdem er dann einigemal im Zimmer auf und ab gegangen war, als schäme er sich vor sich selbst und suche sich durch dies Zögern zu beweisen, daß seine Erregung so groß nicht sei, griff er nach Susis Brief. Am Tisch stehend, atemlos fast überflog er ihn. Es war die Antwort auf sein vorgestriges Schreiben. Gestern hatte er zum erstenmal Susi keine Nachricht gesandt.

Noch nie hatte sie in solch lebhafter Weise ihrer Sehnsucht nach ihm Ausdruck gegeben. Er las von neuem und jeden Satz fünf-, sechsmal. Ohne zu grübeln,

ohne nachzudenken, genoß er, was sie ihm da sagte, wie so viel Küsse, die sie auf seine Lippen drückte; lebenglühend stand Susi selbst vor ihm, bis er zur Besinnung kam, den Brief fortschleuderte und den Kopf in die Hände vergrub.

Nur nicht sie sehen, nicht an sie denken, ersticken diese glühende Sehnsucht!

Was bedeutete dieser Brief? Was war er wert? Nichts! So viel als ihr Jawort, das sie ihm damals ohne Liebe gegeben, und das er allein schon als einen Beweis ihrer Liebe genommen hatte. Ein ewiges Mißtrauen würde ihn peinigen im Zusammenleben mit ihr. Sein Schaffen selbst würde leiden unter diesem ständigen Zwiespalt. Glutheiß ward ihm vor Angst bei dem Gedanken. Dann war es besser, sie gingen auseinander. Er lebte fanatischer denn je seiner Kunst, und Susi — je nun — die wurde jetzt erst eigentlich frei. Vielleicht — ein bitterer Zug trat um seinen Mund — wurde ihr doch über kurz oder lang klar, daß sie an seiner Seite die richtige Freiheit noch nicht gefunden, und sie ging eines Tages auf und davon wie — wie ihre Mutter.

Da stieg ihm alles Blut in den Kopf. Pfui! Es ist erbärmlich, ihr das vorzuwerfen. Ich selbst habe das Thun dieser Mutter vor ihr entschuldigt.

Er versuchte, an Susi zu schreiben; er warf die Feder hin, es ging nicht. Es war kein Genuß mehr.

Er konnte weder den offenen, harmlosen Ton kameradschaftlicher Plauderei, noch den des leidenschaftlich Liebenden anstimmen. Immer, wenn er die Feder ansetzte, fielen ihm die schlimmsten Stellen aus jenem Briefe ein und reizten ihn auf, daß er nicht mehr wußte, was er schreiben sollte. Den Brief selbst mochte er nicht erwähnen. Es war so leicht, ihn daraufhin schriftlich mit ein paar schönen Redensarten abzuspeisen.

Er schob den Bogen von sich und stand auf. Morgen würde er schreiben — übermorgen, ein paar Zeilen nur, sich mit seiner Arbeit entschuldigen, die ihn ganz in Anspruch nahm. Sie würde das vollkommen begreifen, sie, die „Frau eines Künstlers".

Dann ging er zu Bett. Stunden verstrichen über dem qualvollen Bemühen, einzuschlafen; endlich zwang er sich dazu, um am nächsten Morgen frisch zur Arbeit zu sein, fand aber, erregt, wie er war, auch im Schlaf keine Ruhe. Er hatte einen seltsamen Traum, eine Art Vision.

Auf himmelhohem, grauschwarzem Fels thronte eine Gestalt, die eines Weibes; nach dem hatte er ein namenloses Sehnen. Ja, er fühlte, wie alles andre in seinem Innern tot war, erstickt durch diese glühende Sehnsucht, in die sich ein geheimes Grauen mischte. Und wie ein Trunkener fast ging er um den Fels herum, in der fieberhaften Angst des Traumes den

Weg suchend, der zu dem Weibe hinaufführte, und den er finden mußte um jeden Preis.

Da entdeckte er mit einemmal in den Fels eingehauene rohe Stufen. Teilweise verwittert, kaum sichtbar, schienen sie hier unten kaum dem kleinsten Fuße Raum zu bieten und nach der schwindelnden Höhe zu immer enger und schwieriger zu werden. Jetzt machte er den Versuch, auf Händen und Füßen emporzuklimmen. Da kam eine Gestalt um den Fels herum, die, fest an den grauschwarzen Stein gedrückt, dort gehockt hatte, ohne daß er sie gesehen. Sie zeigte kein Erstaunen über sein Bemühen. Starr und gleichgültig, war sie selbst wie der Fels geworden, als weile sie schon Jahrhunderte in seiner Nähe.

„Weißt du, wer da oben thront?“ fragte sie.

Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, seine glühende Sehnsucht ward ihm klar.

„Ja — ich weiß — die Kunst!“

Sie nickte. „Und du willst da hinauf?“

„Ja.“

„Die ersten fünf, sechs Stufen mag es noch gehen. Dann aber kannst du nur weiter, wenn du dich mit dem eigenen Blut anklebst an der Felswand, und mit Thränen,“ sagte sie gleichgültig. „Blut und Thränen, das gibt einen vorzüglichen Kitt.“

„Blut und Thränen!“ hörte er sich laut wiederholen.

„Ja, so will es auch die da droben. Und bist du hoch genug, so reicht sie dir den kleinen Finger. Das ist kaum bemerkbar und dauert eine Sekunde; weißt du sie zu benützen und berührst ihre Hand, so zieht sie dich ganz empor, wenn nicht, so stürzest du in den Abgrund unter dir.“

„Und Blut und Thränen waren umsonst?“

„Nein, wer so hoch gekommen, daß er ihr voll ins Antlitz gesehen, gehört schon zu den Unsterblichen.“

Er wollte den Weg beginnen, voll Feuer und Hoffen, wie in seinen jüngsten Jahren. Da winkte ihm die Sprechende.

„Komm! Sieh einmal dahin! Nicht alle quälen sich so. Es ist nicht so schwer, ‚berühmt‘ zu werden vor der Welt.“

Und er folgte ihrem ausgestreckten Arm und sah ein großes Feld. Im ersten Moment schien es reich und blühend, aber in Wahrheit sproßte kein grüner Halm aus der Erde empor, und wo sie sichtbar wurde, war sie steril und brandtrocken. Um das zu verbergen, war sie weithin mit den kostbarsten Teppichen belegt und mit fremdländischen, in Kübeln eingepflanzten Gewächsen besetzt. Auf dem Teppich aber stand ein üppiges Zelt voll reichgekleideter Männer und Frauen, die hielten ein tolles Gelage, tranken, johlten und lachten.

„Wer sind die Lustigen?“ hörte er sich fragen.

Da verschwand zum erstenmal die starre Gleichgültigkeit aus den Zügen der Gestalt, und sie sagte bitter und höhnisch: „Künstler!“

„Nein, nein!“ schrie er laut auf.

„Doch. Die sind's, die aus der Kunst ein Geschäft machen und nur der Geldgier und der persönlichen Eitelkeit zuliebe schaffen. Die Masse weiß sie nicht von den echten zu unterscheiden.“

„Wer ist das fette, geschminkte Weib, das sie jetzt auf den Schild erheben und um das sie johlend herumspringen? Sie küssen ihre Schleppe, lecken den Staub von ihren Füßen.“

„Die ist's, die sie alle groß gemacht.“

„Die Kunst?“

„Nein, die Reklame. Von der Gestalt, der du zustrebst, haben sie keine Ahnung, und sie selbst hat sie nie erblickt.“

Von dem Gejohl und Geschrei ward ihm wüst ums Hirn. Und bei dem Gedanken, diesen Fels hinaufklimmen zu müssen, überkam ihn plötzlich ein Grauen, eine Verzweiflung sondergleichen. Der wohlfeil erreichte Ruhm derer da drunten ließ ihn einen Augenblick schwach werden — er brauchte sich ihnen nur anzuschließen, und sein „Glück“ war gemacht.

„Bin ich allein hier oben?“ fragte er zitternd.

„Sieh nach der andern Seite!“

Da sah er sich einige Gestalten nahen. Sie gingen langsam, tiefernst. Aus ihren Augen leuchtete ein Feuer sondergleichen. Sie alle hatten den Blick auf den Fels gerichtet, sahen nichts, als die Gestalt da droben. Jetzt hoben sie an, den Weg zu suchen wie er.

„Warum sind die Stufen so furchtbar schmal?" fragte er angstgequält, denn rücksichtslos mochten ihn die andern hinabstoßen.

„Sie waren noch immer breit genug."

In dem Augenblick drang wieder das gellende Freudengeschrei der andern „Künstler" zu ihnen, die einen neuen Ankömmling begrüßten.

„Geh zu denen, wenn dir schwindelt. Bete die Reklame an statt der Kunst."

„Und alle, die den Weg suchen, kommen hinauf?"

Die Gestalt zuckte die Achseln und sagte kaltblütig: „Manche zerschellen schon beim Suchen die Stirn am Fels."

„Und das Elend sieht die da droben?"

„Ja, aber es ficht sie nicht an. Eure Werke gelten, nicht ihr selbst! Leistet was Rechtes, das ist alles! Ob ihr selbst darüber elend zu Grunde geht, ist ihr ganz gleichgültig."

„Und wer bist du?"

„Ein Geist, einstmals das Weib eines Dichters. Ich liebte ihn von ganzer Seele; aber ich sah, daß ich

ihm eine Fessel war, und gab ihn frei, daß er denselben Weg gehen mochte, wie du auch."

„Gelangte er hinauf?"

„Bis in die Mitte, dann kamen die Nebel."

„Was heißt das?"

„Die übergroße Anstrengung des Emporklimmens verdüsterte ihm die Sinne. Wie schwere Wolken, die um Bergeshöhen schweben, senkte es sich auf ihn, und er stürzte hinab in die Tiefe."

Jetzt fing er an, emporzuklimmen; von dem Augenblick an hatte er alles vergessen. Er sah nur die Einzige, die er erreichen mußte. Und der Weg war nicht so schwer, er hatte sich schlimmer angesehen. Nun hatte er gewiß schon ein schönes Stück zurückgelegt, und er schaute sich um. Da sah er mit Entsetzen, daß er kaum über die paar ersten Stufen hinaus war, so gut wie nichts erreicht hatte. Ein Gefühl der Ohnmacht, der entsetzlichsten Verlassenheit überkam ihn.

Himmelhoch über ihm die Kunst, tief unter ihm die Menschen! Er gehörte nicht mehr zu den einen, und noch nicht zur andern, wollte aber lieber hinauf, als hinab, und kletterte weiter.

Blut troff von seinen Händen, Thränen rannen aus seinen Augen. Und sieh, allmählich ging von der Gestalt des Weibes ein Feuer aus, das ihn emporzog mit übernatürlicher Gewalt. Grenzenlose, nie em-

pfundene Seligkeit überströmte ihn. Es ist, als wüchsen ihm Flügel, er ist nicht mehr wie ein Mensch, fühlt die Last seines Körpers nicht mehr, er ist ein Geist, ein Gott!

Und da, wahrhaftig, jetzt lächelt die Gestalt — es sind Susis Augen, und doch die seiner heißgeliebten Kunst — jetzt streckt sie den Finger aus! Er sieht es deutlich, will ihn ergreifen, läßt los und stürzt hinab in die Tiefe.

Mit einem Aufschrei, zitternd vor Erregung und voll Grauen wachte Winegg auf.

Neuntes Kapitel.

Dem trüben Tag folgte ein sonnenheller Morgen. In aller Frühe war Winegg aufgestanden, um geschäftliche Briefe, die keinen Aufschub mehr duldeten, zu erledigen, dann war er hinausgegangen, um sich Ruhe und Sammlung für seine Arbeit zu holen. Welch eine Wohlthat war dieser klare, taufrische Morgen nach der wüst verträumten Nacht! Nur niemand begegnen, keinen Gästen aus dem Schloß! So rasch als möglich eilte er durch den Park, um ganz ins Freie zu gelangen, war aber viel zu sehr in Gedanken, um unerwünschten Begegnungen schon von weitem aus dem Wege zu

gehen. Wie er jetzt um ein Boskett bog, stand plötzlich die Baronin Raynold vor ihm.

„Guten Morgen.“

Er erschrak fast, ehe er tief den Hut zog und grüßte. Durch das dichte Blättergewirr eines Kastanienbaumes fielen einzelne Sonnenstrahlen auf sie selbst und den Kies zu ihren Füßen. Das Spiel der Lichter auf dem rotblonden Haar war das Erste, was seine Aufmerksamkeit fesselte, dann betrachtete er die ganze Gestalt.

Wie sie in diesen Morgen hineinpaßte, so trefflich, daß er ganz vergaß, wie er jede Begegnung als störend hatte vermeiden wollen. Sie trug ein weißes Flanellkleid, der feuchten Wege und der Freiheit der Bewegung halber so hoch geschürzt, daß die kleinen Füße mit dem hohen Spann bis an den Knöchel sichtbar waren. Den großen Hut hatte sie abgenommen, er hing am rechten Arm. Und jetzt frappierte ihn die frische Alabasterweiße ihrer Haut, die natürliche Röte dieser Lippen, zwischen denen die Zähne schimmerten. Wahrhaftig, er hatte sie gestern abend in großer Toilette und dementsprechender Frisur für älter gehalten, als sie war. Heute, am hellen Tage, in einfachem Anzug, das Haar zwanglos im Nacken geschlungen, sah sie mädchenhaft jung aus, hatte fast etwas Kindliches in den Zügen.

Seltsam, wie viel Gestalten sie annehmen konnte

und wie sie ihn interessierte und anregte, sobald sie ihm gegenübertrat!

„Nun, kehren Sie mit um, oder gehen Sie weiter?“

Der harte ausländische Accent fiel ihm wieder auf; er machte ihm Spaß, obwohl er das eine „deutsche Schwäche“ nannte.

„Ich wollte da hinaus, meine Gnädigste,“ und er wies den Weg.

„Von da komme ich eben. Ich bin im See geschwommen. Es war himmlisch! In der Badekabine ist eine schadhafte Stelle, eine Oeffnung, durch die sich hindurchschlüpfen läßt.“

Im Geiste sah er die schlanke, geschmeidige Gestalt, wie sie sich mit der Behendigkeit eines Fisches da hindurchwand. Dann blickte er an ihr hinab und lachte. Wunderbar, wie erlösend von allem unnützen Grübeln sie wirkte!

„Aha, darum diese köstliche Frische! Wissen Sie, daß wir gleich an die Arbeit gehen könnten? Und wenn ich heute nur Ihren Kopf zeichne!“

„Und Ihr Spaziergang da hinaus?“ Lachend streckte sie den Arm aus.

„Den brauche ich nicht mehr! Ich bin angeregt genug zum Arbeiten — es mag sein, daß ich die Zeichnung zu unserm Bilde nicht benützen kann, aber das thut nichts: es ist eine Art Vorstudie. Am liebsten

zeichnete ich Sie so, wie Sie dastehen, hätte ich mein Handwerkszeug nur an Ort und Stelle. Kommen Sie, bitte!"

Er bot ihr den Arm, er drängte formlos, rasch, entschlossen wie einer, der keinen Widerspruch gestattet.

Sie lachte über seinen Eifer, er schien der eines Knaben und machte ihr an dem sonst so Ruhigen und Gewandten einen drolligen Eindruck.

„Ich habe noch nicht einmal gefrühstückt."

„Dann will ich Sie nicht peinigen und mich gedulden."

„Nein, nein, kommen Sie," und sie nahm seinen Arm und zog ihn mit sich fort, „ich werde nicht so schnell schwach. Ich bin wie von Stahl — jetzt grade angeregt, in Stimmung — Sie haben recht. Das muß man nutzen! In ein paar Stunden bin ich vielleicht nicht zu gebrauchen — unausstehlich. Ich bin unberechenbar, wissen Sie, ganz unberechenbar!"

Er blieb mit ihr stehen, ihren Arm fest in dem seinen haltend, und sah ihr voll ins Gesicht.

„Meine allergnädigste Baronin," — er sprach sehr bestimmt — „ich mache Sie auf eins aufmerksam: habe ich erst Ihr Bild angefangen, dann sind Sie mir sozusagen verfallen mit Leib und Seele, Sie können nicht einer plötzlichen Laune folgen und alles abbrechen. Mir liegt viel an dem Bilde — ob ich es nun für

mich oder Sie selbst male — fertig soll und muß es werden."

Sie sah ihn erstaunt an wie einen Menschen, der eine neue, kaum verständliche Sprache redet. Aber diese feste, bestimmte Art nahm sie wieder Willen gefangen.

„Verfallen mit Leib und Seele! Das ist beinahe, als hätte ich mich dem Teufel selbst verschrieben."

Der Trotz um die schön geschwungenen Lippen fiel ihm auf, der Trotz einer zügellosen Natur, die vielleicht trefflich zu lenken gewesen wäre, hätte sich einer gefunden, der diese Kunst verstanden.

„Ja, so ähnlich. Ich will Sie wahrhaftig nicht mit unnötigen Sitzungen quälen; aber falls Sie die Ausdauer nicht haben, fange ich das Bild überhaupt nicht an."

Da reichte sie, einem plötzlichen Impuls folgend, ihm rasch die Hand hin, sah ihm offen ins Gesicht und sagte mit dem Ernst eines gehorsamen Kindes: „Hier, meine Hand darauf. Ich werde die Ausdauer haben."

Er küßte ihr die Hand; dann gingen sie still und nicht mehr Arm in Arm nebeneinander her.

Bei ihr aber, die sich kaum je im Leben gefügt hatte, kam bald darauf die Reaktion. Sie hatte sich gestern abend schon weidlich verspottet, daß ihr dieser „Maler" imponiert hatte, denn sie sträubte sich mit

aller Macht gegen die Anziehungskraft, die er auf sie auszuüben begann.

Lächerlich! Um seines Talentes willen hatte sie sich für ihn interessiert, noch ehe sie ihn gekannt. Was ging er selbst sie an? Er war ihr gleichgültig, so wie sie ihm auch. Er hatte nicht das geringste menschliche Interesse für sie. Eine andre hätte aus seinen Reden, seinen Blicken darauf geschlossen, sie nicht, sie wußte: alles galt nur dem fesselnden Modell.

Dies Bewußtsein verursachte ihr plötzlich Pein, Unbefriedigtsein. Das Verlangen quälte sie, mehr zu erreichen. Denn sprach bisher aus seiner Bewunderung nur der Egoismus des Künstlers, der ihre Schönheit für seine Kunst verwerten wollte, eines Tages mochte er sich doch die Flügel an den Flammen versengen. Noch waren sie am Anfang ihres Zusammenseins! Niemals hatte sie sich ernstlich Mühe gegeben, einen Mann zu erobern — ihren eigenen am wenigsten — hier könnte es sie locken. Jetzt stand er sozusagen über ihr, war „Herr der Situation". Wenn sie ihn dann aber ganz klein sähe zu ihren Füßen!

Winegg wandte den Kopf nach ihr um; er wunderte sich, daß sie so still geworden. Sie sah seinen Blick nicht. Sie starrte geradeaus auf die Sonnenlichter, die auf dem Wege spielten, träumerisch und in Gedanken. Der kindliche Zug, den er vorhin wahr-

genommen, war fort aus dem Gesicht. Um Lippen und Augen schwebte ein Lächeln, das dem Antlitz einen geheimnisvollen und dabei kalten Ausdruck verlieh. Was ging in ihr vor?

Da mußte er plötzlich jenes Weibes droben auf dem Fels gedenken, wie sie ihm lächelnd die Hand entgegengestreckt. Es war eine Aehnlichkeit zwischen den beiden! Ein leises Grauen überschlich ihn, als finge er ihr Bildnis am liebsten nicht an. Das aber dauerte nur Sekunden; zu mächtig regte ihn ihre Gestalt von neuem an.

Er sah ein Bild vor sich: wie jenes wunderschöne rotblonde Weib im weißen Gewande, das rätselhafte Lächeln auf den Lippen, die Augen starr in die Ferne gerichtet, in einen sonnendurchleuchteten Wald hineinschritt, einen Märchenwald voll geheimnisvoller Schauer. Er hielt den Kopf geneigt und beachtete sie nicht mehr, innerlich so mit dem Bilde beschäftigt, daß er wie aus einem Traum zu sich kam, als sie lachend sagte: „Das ist gut, jetzt haben wir den Weg nach dem kleinen Haus am Parkende, in dem Ihr Atelier liegt, verfehlt und sind wieder am See. Jetzt könnte ich noch ein Bad nehmen.“

Wahrhaftig, da lag der See im Sonnenlicht glitzernd vor ihm!

Winegg blieb stehen und atmete tief auf. Der See! Dort dieselbe Bank, auf der er vorgestern nacht

einsam, zum Tode betrübt, ohne Lebens- und Schaffenslust, sich seiner Verzweiflung überlassen hatte! Und nun stand er hier im strahlendsten Sonnenlicht, dies wunderbar schöne Weib an seiner Seite, eine Arbeit vor sich, nach der er dürstete. Lag sein Leben, wenn er es recht anzufassen wußte, nicht sonnenbeglänzt vor ihm, wie heute die Welt? Fort mit dem erschlaffenden Grübeln, den düsteren Träumen, die ihn Tag und Nacht gepeinigt, noch hatte er sein Talent, seine Jugend! Was zagte er?

Wie ein Rausch überkam ihn plötzlich das volle Bewußtsein seiner Begabung und seiner Kraft. Sein Leben wurzelte in seiner Kunst, so hatte er's gehalten von Jugend an. Wer konnte ihm die rauben? Er selbst war der Narr gewesen, die Liebe zwischen sich und die Kunst zu stellen — die Kunst war alles, und sie war sein!

Es war eine jener Stimmungen, wie sie manchmal auf tiefste Entmutigung folgen, war die Reaktion einer kräftigen Natur auf die Pein und den Schmerz der letzten Tage.

Mit übermütig kraftvoller Gebärde hob er die Arme empor mit geballten Händen, als fühle er sich stark genug, dem Himmel alles abzuringen. Dann besann er sich, daß er nicht allein war.

„Sie halten mich für einen Narren, meine Gnädigste?"

Er stand mitten in der blendendsten Sonne, sie einige Schritte von ihm im Schatten einer großen Tanne, schon viel mehr in seiner Gewalt, als sie selbst es ahnte.

„Nein, für einen Künstler. Und jetzt kommen Sie rasch an die Arbeit! Ich weiß einen ganz kurzen Weg, der uns in ein paar Minuten zu Ihrem Atelier führt, durchs Gestrüpp hindurch. Ein schmaler Pfad, aber es schadet nichts."

Sie eilte voran ins Dickicht, als könnte sie es selbst nicht erwarten. Er folgte. Einmal blieb sie stehen, hochaufgerichtet, den rechten Arm ausgestreckt, hielt sie ein paar starke Zweige zurück, die ihm sonst ins Gesicht geschlagen hätten. Er streckte rasch den Arm aus, selbst die Zweige zu halten.

„Lassen Sie mich voran gehen, meine Gnädigste, es ist besser."

Dabei berührten sich ihre Hände. Ein flammendes Rot stieg in ihrem Antlitz auf.

„Nein — nein — wir sind gleich da, noch einige Schritte."

Und die Zweige schlugen hinter ihnen zusammen.

Abends schrieb er an Susi, sein Schweigen mit Arbeit entschuldigend. Als er den Brief durchlas, fand er ihn „konventionell", „abgeschmackt", und das doppelt und dreifach, weil er ganze Bogen hätte füllen können mit dem, was er zu sagen hatte. Aber Susi würde

die Veränderung im Ton nicht bemerken, sie würde seine vorherigen Briefe gar nicht verstanden haben, sie liebte ihn nicht tief genug, um zu erkennen, daß er mittlerweile ein andrer geworden. Die Nachricht, daß er tief in der Arbeit stecke, mußte ihr, die um der Kunst willen die Seine geworden, höchst willkommen sein, und so schickte er den Brief ab.

Zwei Tage, daß Susi ohne Nachricht war! Als ihr Mann damals abreiste, hatte sie es für unmöglich gehalten, daß er täglich so ausführlich schreiben würde, jetzt war sie so daran gewöhnt, daß sie schon am ersten Tage, als der Brief ausblieb, verstimmt und enttäuscht umherging, jedesmal aufhorchte, wenn es zur Postzeit schellte, selbst hinausging und fragte: Ist ein Brief für mich da? Der zweite Tag verstrich ebenso, nur daß ihr Warten viel erregter und quälender wurde, und am dritten Morgen wachte sie mit neuer Pein im Herzen auf. Sie hatte die Nacht unruhig geschlafen und wüst geträumt. Ihrem Mann war irgend ein Unglück zugestoßen, was für eins, das wußte sie nicht mehr; aber die Angst zitterte nach.

Wenn er krank war, schwer krank, und nicht schreiben konnte, andre nicht daran dachten oder sie nicht unnötig ängstigen wollten? Andre? Wer war überhaupt da? Sie ging die Gestalten durch, die er ihr in den Briefen geschildert — die elegante, wenn auch noch so liebenswürdige Gräfin, die konnte ihn auch

nicht pflegen — das konnte nur sie allein. Sie sah ihn wirklich krank und verlassen daliegen, und mit großen, unglücklichen Augen starrte sie in die Morgendämmerung hinein.

Ihn pflegen! Sie brannte nur so darauf, ihm irgend eine große Wohlthat erweisen zu können, denn die Angst durchzitterte ein solch glutheißes Sehnen nach ihm, wie sie es nie zuvor empfunden. Sie wußte sich gar nicht zu fassen, sie hätte sich einbilden können, in ihr selbst stecke eine tödliche Krankheit, und bleich, mit großen Rändern unter den Augen stand sie endlich auf.

Die Morgenpost brachte abermals nichts. Susi war ganz ratlos, dann holte sie all die Briefe hervor, die er ihr seit seiner Abreise geschrieben. Sie kannte sie fast auswendig. Ob er die ihrigen ebenso las? Nein, er hatte so viel andres, was ihn beschäftigte, während sie, überlegte sie nun, seit seiner Abwesenheit kaum etwas andres gethan, als an ihn gedacht hatte.

Weshalb, um des Himmels willen, hab' ich ihm damals zugeredet, fortzugehen? Wenn ihm ein Unglück zustößt, bin ich schuld daran, denn er wollte nicht fort. Weshalb that ich es? Um seiner Kunst willen — ja so — seine Kunst! In dem Augenblick konnte sie sich nichts dabei denken, starrte sie darauf hin, wie auf etwas Störendes, Fremdes.

Sie hob an zu lesen; den zweiten Brief suchte sie heraus. In dem sprach er weder von seiner Arbeit, noch von der neuen Umgebung, sondern nur von seiner Sehnsucht und seiner Liebe, und zwar in solch leidenschaftlich gluterfüllter Sprache, daß sie diesen Brief keiner Menschenseele, auch nicht der vertrautesten, gezeigt haben würde. Ihr ganzes Sinnen und Denken hatte dieser Brief gefangen genommen; nie aber hatte sie ihn mit solch heißem Bewußtsein wie heute gelesen.

Abends kam endlich Nachricht. Müde und matt saß Susi in der Dämmerung da, als das Mädchen ins Zimmer trat: ein Brief! Sie sprang empor, sie stürzte sich nur so darauf. Ihr Herz klopfte, sie zitterte am ganzen Leibe, so daß sie sich setzen mußte. Zuerst las sie, ohne zu verstehen; es war, als wollten sich die Augen nur an den geliebten Schriftzügen ergötzen, dann las sie „vernünftig“ und atmete auf: gottlob, er war nicht krank!

Sie strich sich mit der Hand über die Stirn wie ein Mensch, der bemüht ist, sich irgend etwas klar zu machen. Ja richtig! Sie hatte alle Ursache, sich über diesen Brief besonders zu freuen. Ihr Mann hatte sich wiedergefunden, lebte nur seiner Arbeit. Sie selbst hatte ihm das gewünscht! Und sie versuchte, sich zu „freuen“, aber es mißlang vollständig. Mitten darin überkam sie ein jämmerliches Gefühl, das ihr die Kehle zusammenschnürte, sie ganz elend machte. Dieser Jammer

war nicht zu nennen, schien keine Ursache zu haben, denn was, um des Himmels willen, fehlte ihr eigentlich? Nichts! Ihr Mann hatte nicht ganz so leidenschaftlich geschrieben wie sonst, im übrigen war er wohl auf.

Ja, sie war sehr glücklich!

Susi saß jetzt im Erker am weitgeöffneten Fenster und starrte in den Abendhimmel, nach den Baumwipfeln drüben in den Gasteiganlagen. Leis rauschte die Isar, der Mond stand am Himmel, es war ein schwüler Abend. Und jetzt mußte sie jener Sommernächte ihrer Mädchenzeit gedenken, da sie in ihrem Giebelzimmer, mit dem freien Blick über Wiesen und Felder, von der Liebe geträumt. Sie war damals sehr kindisch gewesen, und kindisch waren auch diese Träume, meinte sie heute. Sie hatte keine Ahnung gehabt, welch eine Seligkeit die Liebe ist.

Ja, daß man sich aber so elend, so verlassen dabei fühlen konnte, wie war das nur möglich? Und das junge Weib starrte in die Dämmerung hinein, noch ahnungslos, daß die heißeste Liebe die tiefsten Qualen birgt.

Wie mag sie sein, die rotblonde Schönheit, deren Bild er angefangen?

Da aber sprang sie empor, glutheiß im Gesicht. Was würde er denken, erführe er, wie kindisch sie sich benahm? Wie hatte er sich damals über die unwürdige

kleinliche Eifersucht jener Malersfrau ausgesprochen! Sollte sie selbst eifersüchtig werden? Hatte ihr Bruder recht gehabt, war es für sie mit ihrer Denkart, ihrer Erziehung wirklich unmöglich, sich in diesem neuen, diesem Künstlerleben zurecht zu finden? Sie hatte es bisher noch nicht kennen gelernt; jetzt fing es eigentlich erst an. Wenn sie sich weiter so „gebärdete", dann wurde sie eben das, was sie vermeiden wollte um jeden Preis: ein Hemmschuh, ein Hindernis!

Um sich zu beruhigen, holte sie den Brief wieder hervor; aber umsonst, ein kühler Hauch wehte sie daraus an, und jetzt suchte sie zwischen den Zeilen zu lesen, suchte nach jenen leidenschaftdurchglühten Worten, die ihr, Küssen gleich, das Blut in die Wangen getrieben — nichts! nichts! Vier Seiten war dieser Brief lang; er hätte weniger schreiben können, ein paar Worte nur, wie sie ihm allein zu Gebote standen. In dem Brief stand eigentlich nichts, gar nichts!

Welche Gewalt mußte diese Arbeit über ihn haben, daß sie ihn von dem Moment an, da sie ihn ganz gepackt hielt, so gleichgültig werden ließ!

Damit er aber nicht denke, sie sei gekränkt durch sein Schweigen und blicke scheel auf seine Kunst, versuchte sie, heute abend noch zu schreiben. Es gelang nicht. Erst am folgenden Morgen beantwortete sie den Brief, und je erregter sie abends zuvor gewesen, desto mehr zwang sie sich nun, ruhig zu sein und nur von

seiner Arbeit zu reden. Sie hätte ihm so viel andres erzählen können, so viel wie noch nie; aber sie wagte es nicht, er würde doch nur Sinn für seine Bilder haben, und so kam sie immer wieder darauf zurück. Da er zum erstenmal seine Heimkehr nicht erwähnt hatte, so bat sie bescheiden, er solle sich nur ihretwegen nicht beeilen, und wenn seine Augen abends ermüdet wären, so solle er sich nicht zum Schreiben zwingen, sie würde sich bis zum nächsten Morgen gedulden und dann mit ein paar Zeilen vorlieb nehmen. All das schrieb sie nicht um der Kunst willen, wie es den Anschein hatte, sondern um seinetwillen, auf daß er zufrieden mit ihr wäre. Die Kunst, die sie einst gelockt hatte, die Seine zu werden, begann mehr und mehr in den Hintergrund zu treten. Dem leidenschaftlich empfindenden, allmählich zum vollsten Bewußtsein seiner Liebe erwachenden Weibe war der Mann, der geliebte, alles.

Da sie aber vorläufig noch im dichten, tiefen Nebel wanderten, sich nicht finden, sich nicht verstehen konnten, so entspann sich allgemach, und je länger, je ärger, ein kühler, gezwungener Briefwechsel, der sie beide elend machte. Tausend Fragen hatten sie auf dem Herzen und eine brennende Sehnsucht nacheinander; aber das erlösende Wort fand sich nicht, und die Briefe blieben immer dieselben.

Zehntes Kapitel.

Die Baronin Raynold war für zwei Tage zum Besuch auf ein Nachbargut gefahren. Als am dritten Tage weder sie selbst, noch irgend eine Nachricht anlangte, führte Winegg einen Plan aus, zu dem ihm der Graf schon lange zugeredet hatte: er fuhr nach dessen Jagdschlößchen, und zwar abends, um am nächsten Morgen so zeitig als möglich zum Skizzieren an Ort und Stelle zu sein. Ein wenig mißmutig, sich nicht allzuviel versprechend, hatte er die Fahrt angetreten; aber er mußte wohl nervöser und abgearbeiteter sein, als er selbst es ahnte, denn die tiefe Stille des mitten im Wald gelegenen Jagdschlosses that ihm unendlich wohl. Außerdem brachte er nach unermüdlichem Schaffen eine reiche Ausbeute von Skizzen heim, als er nach zweitägigem Aufenthalt, voll Ungeduld, das Porträt der Baronin zu beenden, zurückkehrte.

Vor Einbruch der Dämmerung kam er an.

Er suchte rasch sein Zimmer auf, um die Kleider zu wechseln. Als er die Treppen hinabstieg, packte ihn eine ganz unbegreifliche Sehnsucht nach dem Bilde der Baronin. Fünf Tage lang hatte er es nicht gesehen, es absichtlich seit ihrer Abreise zurückgestellt, und jetzt beeilte er sich soviel als möglich, um unbemerkt aus dem Schloß zu kommen, denn wenn er sich noch lange

mit Begrüßungen aufhielt, so konnte er das Bild bei Tageslicht heute nicht mehr betrachten.

Bald darauf ging er seinem Atelier zu. Ein einstöckiges Häuschen, das früher, als das Schloß noch nicht so geräumig war, mit zur Beherbergung von Gästen gedient hatte, war dazu hergerichtet. Indem man eine Mauer durchbrochen, hatte man einen hohen, luftigen Raum erzielt, in seiner Abgeschiedenheit wie geschaffen zum ungestörten Arbeiten, und Winegg sehr sympathisch. Wenn ihm der Menschen im Schlosse zu viel waren, dachte er oftmals mit einer gewissen Sehnsucht an das stille, von wildem Wein umrankte Haus. Und doch hatte er, seitdem er an dem Bilde der Baronin malte, in diesem „stillen Haus" alle Qualen des Schaffenden ausgekostet.

Allein diese fatale innere Erregung, das Bild wiederzusehen!

Am Atelier angelangt, setzte sich Winegg einen Moment auf die Steinbrüstung, die die Stufen zur Hausthür einrahmte.

Was würde es ihm heute für einen Eindruck machen. Er war so erregt, als hinge alles von diesem Eindruck ab. Während wochenlanger Arbeit hatte er sich so hineingesehen, daß er nicht mehr wußte, ob das Bild taugte oder nicht. Und es taugte nichts! Hundertmal hatte er es sich gesagt; jetzt schien es ihm wiederum ganz gewiß. Er hatte bei dieser Aufgabe wirklich den

Hals gebrochen, sie hatte ihm den Kopf vor die Füße gelegt, „moralisch“, wie er damals geschrieben, die „leibhaftige Turandot“.

Er war kein Künstler! Er konnte nichts, gar nichts! Seit Jahren meinte er nicht solche Qualen ausgestanden zu haben als beim Malen dieses Bildes. Er hatte Tage gehabt, wo er, außer sich, Pinsel und Palette am liebsten in die Ecke geworfen, das Bild selbst vernichtet hätte, und doch war es sein letzter Gedanke, wenn er zur Ruhe ging, sein erster, wenn er erwachte, mochte es mitten in der Nacht oder ums Morgengrauen sein, und hatte er tags zuvor diese Arbeit verflucht, heute konnte er es kaum erwarten, sich auf sie zu stürzen, ja, längst ehe sein Modell kam, saß er schon zu Füßen des Bildes.

Er war wie verhext, wie im engen Zauberkreis. So wie es ihn heute fast wider Willen nach dem Atelier hinausgetrieben, so trieb es ihn ewig nach dieser Arbeit zurück. Er wollte nicht, er mußte! Und dies Müssen ward oftmals zur Qual.

Winegg sprang auf und öffnete die Thür. Erst durchschritt er den runden, mit Fliesen belegten und mit bunten Korbmöbeln ausgestatteten Vorplatz, dann schob er den Vorhang beiseite zum Atelier. Und da, mein Gott, was ist das? Das Bild steht bereits mitten im Atelier, im besten Licht! Wer hat es dahin gestellt? Er nicht, und er hat den Schlüssel zu dem Haus nicht aus der Hand gegeben.

Er mag sich noch so sehr mit diesem Bild beschäftigt haben, in dem Moment steht es unvermittelt, unerwartet, gleich einer aus dem Boden gewachsenen, plötzlichen Erscheinung vor ihm. Dieser Eindruck erhöht seine Erregung, währt indessen nur Sekunden. Er vergißt ihn über dem Bilde selbst. Nach den Tagen der Trennung starrt er daraufhin wie auf ein nie gesehenes Geschöpf. Und jetzt fällt es ihm wie Schuppen von den Augen: so packt nur ein Kunstwerk, in dem Blut, Kraft und Wahrheit ist.

Es muß gut sein, sonst könnte er, bei Gott, nicht so davor stehen.

Die Gewißheit: es ist gelungen! kommt über ihn wie eine Offenbarung, wie ein Rausch; sie entschädigt ihn für die wochenlange Pein gräßlicher Zweifel. Seine Augen leuchten, er könnte laut aufjubeln, seine Arme ausbreiten, darauf zustürzen. Er liebt dies Bild, diese Arbeit wie sein Geschöpf, sein eigenes Fleisch und Blut. Durch alle Höllenqualen hat er sich durchgerungen zu dieser Liebe zu seinem Werke.

Es war einer jener Momente, wo er hätte auf seine Kniee stürzen, Gott danken mögen, daß er ihn Künstler werden ließ.

Beim Anblick dieses Werkes wuchsen Mut und Schaffensgeist wieder himmelan.

Ich könnte jetzt das andre Bild noch beginnen — jenen Waldweg mit ihrer Gestalt! Die Skizzen, die

er von seinem Ausflug mitgebracht, hatten ihn von neuem dazu angeregt. Morgen schon, wenn es geht — ja — und wenn sie nicht wiederkommt? Herr Gott! Er sah sich erschrocken um, als hätte ihm irgend jemand diesen tödlichen Gedanken zugeflüstert.

Wenn sie nicht wiederkommt!

Das war undenkbar! So mächtig hatte sie von dem Künstler Besitz ergriffen, daß dieser plötzliche Verlust eine Unmöglichkeit war.

Er warf sich in den Sessel, grub den Kopf in die Hände, sprang wieder auf und ging erregt hin und her.

Sie muß wiederkommen! Sie weiß es selbst, das Bild da ist noch nicht fertig — nein — ein, zwei Sitzungen noch — sie mag denken, ich könnte es ohne sie beenden. Der Besuch auf dem Gut war nur ein Vorwand. Sie hat die langweiligen Sitzungen nicht mehr ausgehalten. Wenn ich es mir recht überlege, habe ich ja die erste Zeit bewußt und unbewußt ständig davor gezittert, sie könnte eines Tages, irgend einer Laune folgend, auf und davon gehen. In dieser Angst bin ich ihr manches Mal linkischer, unfreier entgegengetreten, als es meine Art ist; auch war ich wahrhaftig nicht immer aufgelegt zu lebhafter Unterhaltung. Jetzt wird sie Gott danken, daß sie erlöst ist von mir ödem Gesellen. Sie kommt nicht mehr!

Was soll ich thun? Hinüberfahren auf das Gut,

sie inständig bitten? Sie ist vielleicht längst auf und davon. Oder sie will nicht. Was weiß ich, was in dem Kopfe vorgeht? Sie ist unberechenbar. Zwingen kann ich sie nicht; ich bin machtlos, total machtlos.

Eine glutheiße Ungeduld überkam ihn. Soll mir nichts mehr im Leben gelingen? Ich will wenigstens zurück ins Schloß und fragen, ob sie da ist!

Und er stürzt hinaus. Wie er den Vorplatz betritt, hört er einen leisen knirschenden Schritt auf den Steinstufen. Er horcht mit angehaltenem Atem und starrt nach der Thür, die nur angelehnt ist. Sie thut sich auf, und in der Thüröffnung steht sie — sie selbst! Er eilt auf sie zu, faßt nach ihren Händen, daß es aussieht, als zöge er sie in den Raum herein, und küßt ihre Hände.

„Meine Gnädigste, daß Sie da sind! Die Angst, die namenlose, Sie könnten mich, das Bild, alles vergessen haben!“

Er ist außer sich vor Freude, weiß augenscheinlich kaum, was er sagt. Es klingt wie die Stimme der Leidenschaft, und ist doch nichts, nichts. In den Wochen, da sie mit ihm zusammen war, hat sie ihn genugsam kennen gelernt, genugsam studiert. Dieser Mensch hat nur einen Gott, eine Liebe: seine Kunst! Manchmal hatte sie sich gefragt, ob er überhaupt im stande sei, sie zu lieben, denn wenn sie je die Rede auf sein Weib gebracht, nahm sein Gesicht einen so kalten,

abweisenden Ausdruck an, daß jede weitere Frage unmöglich ward. Und dies Entzücken, mit dem er sie jetzt empfing, das gilt nicht ihr. Er hat gefürchtet, ein interessantes Modell zu verlieren. Nun hat er es wieder!

Dies Bewußtsein macht sie elend, bohrt sich in sie hinein wie ein quälender Schmerz. Sie hat ihm ihre Hände entzogen und steht starr und gleichgültig inmitten des Vorplatzes. Durch die gemalten Fensterscheiben fällt die Abendsonne. Die Baronin starrt auf die bunten Lichter zu ihren Füßen, dann hebt sie den Kopf.

„Was fällt Ihnen ein? Ich hatte Ihnen doch gesagt, daß ich zurückkehren würde. Uebrigens kam ich jetzt hierher, um meinen Brillanten zu suchen, den ich heute früh möglicherweise hier verloren. Der Gärtner hat Sie vorhin ins Atelier gehen sehen; da hofft' ich es noch offen zu finden. Da sehen Sie, es sieht trostlos aus, wie eine leere Augenhöhle," und sie hielt ihm die Hand, an der der Ring mit der leeren Fassung steckte, vor die Augen.

„Heute früh? Wie kamen Sie heute früh ins Atelier? Ich hatte doch den Schlüssel."

Es fällt ihm ein, wie überraschend das Bild da mitten im Atelier gestanden.

„Wie ich hierher kam, das will ich Ihnen erzählen."

Sie nimmt auf einem der Rohrstühle Platz; er steht ein paar Schritt vor ihr.

„Ich kam heute früh mit Vetter Axel zusammen vom Nachbargut hierher. Er hatte so viel von dem Bilde gehört, daß er es durchaus sehen wollte, und da er thatsächlich einer der wenigen ist, die wirklich etwas von der Kunst verstehen, so lag mir selbst viel daran, daß er das Bild sähe, auch um Ihretwillen und Ihrer wahnsinnigen, unnützen Zweifel wegen. Er hatte nur ein paar Stunden Zeit, mußte mittags weiter. Wie wir ankommen, sind Sie nicht da. Das hatte ich nicht erwartet; ich war mißmutig, Vetter Axel nicht minder. Meine Verwandten redeten ihm zu, zu bleiben — unmöglich! Da lasse ich das Atelier aufbrechen und das Schloß nachher wieder in Ordnung bringen. Meine Base war entsetzt über diese Gewaltthat; ich würde die Verantwortung auf mich nehmen, sagte ich ihr. Und der Einbruch lohnte sich, wahrhaftig!"

Sie sprang lebhaft auf und ging ins Atelier; er folgte ihr.

„Sie hätten meinen Vetter sollen vor dem Bilde stehen sehen — wie angenagelt. Er konnte sich nicht trennen, fand zuerst keine Worte; so hatte er sich's nicht gedacht. Ein klassisches Werk sei es und dabei von ganz modernem Geiste durchweht. Und ich sollte um Gottes willen Ihrem Glück nicht im Wege sein, auf allen Ausstellungen sollte ich das Bild herumschicken

lassen, auch wenn mein Mann dagegen sei, denn er liebt das nicht, und außerdem wird ihm das Bild nicht gefallen. Er liebt alles Glatte, Konventionelle — ich selbst bin ihm nie korrekt genug — und das Bild da ist nicht konventionell. Es weicht ab von der gewöhnlichen breiten Straße wie ein individueller Mensch.

„Ich weiß nicht, ob er so in dem Gesicht zu lesen versteht; aber vielleicht sagt er sich doch, daß ich da mit einem Seherblick rücksichtslos in meiner ganzen Eigenart erfaßt bin, einer Eigenart, die ich meist unter dem Firnis der mehr oder minder extravaganten Weltdame verberge. Da reißt dieser ‚Firniß‘ überall. Die Weltdame dient dem Ganzen nur als Folie, ist wertlos neben dem Menschen.

„Ich hätte auch nie geglaubt, daß sich der dunkle Hintergrund so gut zu dem schwarzen Sammet des Kleides ausnehmen würde; aber freilich, der Kopf mit dem roten Haar, die weiße Haut, das alles hebt sich nur um so leuchtender ab. Schon die Rubinen um den Hals mit ihrem Sprühen und Funkeln, die wunderbare Malerei des schwarzen Sammets wären Meisterstücke an sich, meinte Axel. Aber all das ist Nebensache; man denkt nur an den Kopf, die Hände. Was haben Sie einmal gesagt? Ein Bild von mir ohne meine Hände wäre nicht denkbar, so trefflich ergänzten sie meine Physiognomie.

„Und was haben Sie ewig an dem Bilde herumgenörgelt, es herabgesetzt? Ich wußte von Anfang an, daß es etwas werden würde, und will Ihnen nur wünschen, daß Sie zum zweitenmal und in so verhältnismäßig kurzer Zeit etwas so Vollendetes schaffen."

Mehr und mehr hatte sie sich belebt. Sie hatte ihn so oft ermutigt und getröstet, daß sie sich wiederholt hinreißen ließ, fast vergessend, daß es sich um ihr eigenes Bildnis handle.

„Ich werde nicht mehr ‚nörgeln',“ sagte er ernst, „ich weiß jetzt, daß es etwas taugt."

Sie wandte sich bei diesen Worten lebhaft nach ihm um.

„Gott sei Dank!"

Er trat zu ihr hin. Klar wie nie zuvor kam es ihm zum Bewußtsein, wie viel er ihr verdankte.

„Ja, Gott sei Dank! Und Sie haben ganz recht, meine Gnädigste. Jetzt erst wird mir klar, wie ich Sie die ganze Zeit über gequält habe, nicht nur mit meinen Sitzungen, sondern mit meinen Zweifeln, meinen Stimmungen. Ich weiß bei Gott nicht, was mir einfiel. Niemals im Leben hab' ich denen einem Modell gegenüber Ausdruck gegeben. Aber Sie selbst waren schuld daran; Sie nahmen zu lebhaften Anteil an allem, reizten mich durch Ihr feinsinniges Verständnis, Sie mit hineinzuziehen in meine Qual, Ihnen meine Zweifel zu beichten, bloß, daß Sie mich von neuem ermutigten.

Doppelt und dreifach haben Sie mich angeregt. Wenn dies Bild etwas geworden ist, Ihnen, meine Gnädigste, verdanke ich alles."

Sie saß im Schaukelstuhl, bewegte ihn leise auf und nieder und sah unter den gesenkten Augenlidern vor sich hin.

Was lag ihr an diesem Dank? Nichts. Was lag ihr in diesem Augenblick an dem Bilde und an ihrer Schönheit? Nichts, nichts! Sich selbst, ihn, die ganze Welt hätte sie hassen mögen in dieser leidenschaftlichen Ungeduld, dieser Verzweiflung, daß er sie nicht verstand, nur an seine Kunst dachte, in ihr selbst ewig nur das Modell, das fesselnde, sah. Daß er sich so daran klammerte, reizte sie beständig, ihm den Streich zu spielen und plötzlich auf und davon zu gehen. Sie bereute fast ihre Rückkehr; sie hätte ihn sehen mögen, wenn sie nicht wiedergekommen wäre.

Die Baronin stand auf, und so schroff und kalt als möglich sagte sie: „Dies Gott-sei-Dank bezog sich nur darauf, daß Sie endlich erlöst wurden von Ihrer zwecklosen Selbstquälerei — aber ich will nun meinen Brillant suchen, ehe es dunkel wird — helfen Sie mir."

Er warf ihr einen Blick zu. Hatte er sie verletzt? Es lag ihm alles daran, sie in guter Stimmung zu erhalten, denn für sein Leben gerne hätte er sie heute noch gefragt, ob sie ihm nochmals sitzen wolle.

„Ich will Licht anzünden."

„Wozu? Es ist übrig hell genug; wenn er da ist, wird er uns schon entgegenleuchten.“

Und sie hoben an zu suchen, er mit dem ehrlichen Verlangen, zu finden. Es war ein kostbarer Stein und ein altes Andenken obendrein; er entsann sich, daß sie einmal davon gesprochen. Sie würde ihm sicherlich dankbar sein, wenn er ihn fände, und er hätte ihr gern irgend einen Dienst geleistet. Sie aber suchte oberflächlich, nervös, sie dachte kaum an den Stein, sondern nur daran, daß sie in Wineggs Nähe war, und schrak auf, als er plötzlich freudig sagte: „Da ist der Brillant.“

Er dachte, ihr Gesicht würde sich aufheitern; sie aber sah ihn erst geistesabwesend an, dann nahm sie den Brillant gleichgültig aus seiner Hand und ließ ihn in die Tasche gleiten.

„Gnädigste werden ihn so nochmals verlieren.“

„Das thut nichts — ja so,“ und sie nahm ihn heraus und that ihn in ihre Geldbörse.

„Ich muß jetzt fort.“

„Darf ich Sie begleiten?“

Was ging in ihr vor? Er hatte das Gefühl, sie irgendwie verletzt zu haben. Aber womit? Ganz vergeblich zerbrach er sich den Kopf.

„Gewiß — wenn Sie wollen.“

Er griff nach seinem Hut; sie ging voraus. Während er die Thür schloß, stand sie am Fuß der Stufen, sah

ihm wartend entgegen. Als er sich umwandte, trafen sich ihre Blicke, sie sagten aber kein Wort und gingen dann stumm nebeneinander her, und zwar wie auf Verabredung nicht dem Schloß, sondern dem See zu. Die Dämmerung brach herein; es war eine schwüle Stille in der Natur, und auf den beiden lag es wie ein Alp.

Die Baronin sah ihr Bild wieder vor sich. Es war so gut wie fertig — eine, zwei Sitzungen vielleicht noch, dann war ihr stundenlanges Zusammensein aus, sie reiste ab. Was sollte sie noch länger hier?

Sie reiste ab! Das heißt, er verlor ein Modell, sie einen Menschen, ohne den sie sich ihr Leben fürs erste nicht denken konnte. All ihr Verlangen, den Aufenthalt hier willkürlich abzubrechen, mochte so ernst nicht gewesen sein, denn nun sie die Trennung dicht vor sich sah, packte sie ein Jammer sondergleichen.

Sie starrte gradaus, schien den Mann an ihrer Seite, um dessentwillen sie diese Qual erduldete, vergessen zu haben, bis sie den Kopf nach ihm hinwandte und, um die drückende Stille zu unterbrechen, fragte: „Wann kann mein Bild fertig sein?"

„In den nächsten Tagen, denke ich."

Er war erregt und verstimmt, weil er sich ihr Wesen absolut nicht erklären konnte. Seine Stimme klang demzufolge rauh, monoton — gleichgültig meinte sie, das reizte sie noch mehr.

„In den nächsten Tagen? Kann es nicht morgen schon fertig sein?“

Er warf ihr einen Blick zu — immer noch derselbe kalte, hochmütige Ausdruck in ihrem Gesicht.

„Morgen schon? Was drängen Sie mich plötzlich? Sagten Sie doch erst, ich sollte mich nicht übereilen. Ich habe Sie verletzt, meine Gnädigste, vorhin mit meiner Begrüßung — sie war ein wenig stürmisch; aber nehmen Sie es mir nicht übel,“ und treuherzig bittend sah er ihr in die Augen, „wenn Sie mich gesehen hätten kurz vorher vor Ihrem Bilde, erst die Glückseligkeit, daß es gelungen, dann die plötzliche Angst, Sie kämen nicht wieder. In dieser Angst stürze ich fort, da stehen Sie selbst vor mir. Es war mir in dem Augenblick unmöglich, meine Freude zu beherrschen, ich hatte da schon die Bitte auf den Lippen, ob,“ — er holte tief Atem — „ob ich Sie noch einmal malen dürfte, meine Gnädigste.“

Er sah nach ihrem Munde, als hinge Leben und Seligkeit von der Gewährung dieser Bitte ab.

Und was wollte sie mehr? Vor der Trennung hatte ihr gegraut; nun bot sich abermals ein Grund, zu bleiben, die Abreise zu verschieben. Er wollte ein andres Bild anfangen!

Ihr aber war in dem Moment, als hielte sie es so nicht länger aus. In die leidenschaftliche Ungeduld, diesem Zustand endlich gewaltsam ein Ende zu

machen, mischte sich das Verlangen, ihn auf die Probe zu stellen, zu sehen, wie er die Weigerung aufnehmen würde.

„Nein — Sie können mich nicht mehr malen — ich muß fort — ich wollte Ihnen eigentlich sagen, daß ich morgen schon fort müsse.“

Er erschrak bis ins Innerste. So geschah es, was er heute noch gefürchtet hatte: sie ging fort! Einer plötzlichen Laune folgend, ließ sie ihn im Stich, wartete nicht einmal ab, bis das eine Bild beendet war.

Ganz recht, nichts sollte ihm mehr glücken. Gerade jetzt, wo ihn sein Erfolg zum Weiterschaffen angeregt, ging sie fort.

Wenn sie nur noch vierzehn Tage blieb! So lange etwa hatte er noch an den Porträts der gräflichen Kinder zu thun. Da sie morgen schon gehen wollte, schienen ihm diese vierzehn Tage eine Ewigkeit. Er mußte sie zurückhalten. Ihr Entschluß würde so fest noch nicht sein. Aber wo Worte hernehmen, sie zu gewinnen?

Mittlerweile waren sie am See angelangt und standen am Ufer. Gelbrot war der Vollmond aufgegangen und spiegelte sich in der glatten, grauen Wasserfläche; kein Luftzug regte sich.

„Ich bitte Sie, meine Gnädigste, es ist nicht möglich, daß Sie schon gehen. Wenn Sie vierzehn Tage noch blieben! Wer verlangt Sie zu Haus? Bleiben Sie!“

Gleichgültig, kalt sah sie von ihm weg über den See hinaus; ihn aber reizte dies starre Schweigen mehr und mehr. Eine geradezu fieberhafte Gier packte ihn, sie zu halten um jeden Preis. Es war wie der Hunger eines Goldgräbers, der gezwungen werden soll, auf halbem Wege stehen zu bleiben. Und er sprach atemlos, in kurz abgerissenen Sätzen, kaum wissend, was er sagte. Es klang wie die Stimme der Leidenschaft, trieb ihr das Blut in die Wangen, berauschte sie, ließ ihre Augen schimmern und glänzen: „Bleiben Sie — ich bitte Sie um Gottes willen — wenn ich Sie vorhin verletzt haben sollte — es war nicht meine Absicht — ich bin Ihnen dankbar, grenzenlos — ich kann mich nicht so erklären — Sie halfen mir damals hinweg über schwere, dunkle Tage — ich fand mich wieder, indem ich Ihr Bild malte — bleiben Sie — die kurze Zeit wenigstens noch — ich kann Sie nicht lassen.“

Sie stand ein paar Schritte von ihm, ließ ihn nicht aus den Augen, und hatte er sie einen Augenblick in der Einbildung leben lassen: Er liebt mich! so kam sie bald genug zur Besinnung. Und gerade weil die Einbildung so täuschend, das Entzücken so groß gewesen, war sie doppelt und dreifach über ihre „Narrheit“ empört.

Sie sah, wie erregt er war, wie er darauf brannte, sie zu malen, und atemlos kaum die richtigen Worte finden konnte, sie zurückzuhalten.

Sie hätte trotz alledem nicht gedacht, daß er sich so verzweifelt gebärden würde. Es war eine Pein für ihn, wenn sie ging — eine wirkliche Pein. Und jetzt kam ihr die eigene Qual, die sie die Zeit über ausgestanden, voll zum Bewußtsein. Blitzschnell stieg das Verlangen in ihr auf, sich zu rächen, auch ihm Pein zu bereiten. Was sollte sie allein leiden und noch dazu um dieses Mannes willen, der sie nicht liebte? Das fiel ihr nicht ein.

„Sie werden schon ein andres interessantes Modell finden. Ich muß fort, sobald als möglich.“

„Das ist nicht wahr,“ sagte er außer sich, „daß Sie fort müssen, denn Sie kennen nur einen Willen: den Ihren! Entweder sind Sie der Sache müde, der Sie sich erst mit einem wahren Feuereifer hingegeben, oder Sie wollen mich nur peinigen.“

„Und wenn ich's wollte!“ — sie trat dicht vor ihn hin — „wer hat danach gefragt, ob ich gepeinigt werde? Ich wollte, ich wäre nie im Leben hierher gekommen; aber es war ja, als müßt' es so sein. Ihr Talent zog mich her, Sie allein konnten mich malen. Es war, als gäb' es kein Rechts, noch Links — mein Weg ging gradaus auf Sie zu. Sie sind entzückt von meiner Schönheit — fangen an — das Bild befriedigt mich wie noch keins. Da kommt ein Tag, an dem wird mir klar, daß Ihr Talent, das Bild ganz Nebensache, daß Sie mich gefesselt haben

würden, auch wenn Sie niemals einen Pinsel in der Hand gehalten.

„Aber von alledem merken Sie nichts, Sie malen — malen mit einer Glut, einem Fanatismus sondergleichen. Das Bild wird allmählich ein Meisterwerk, und doch gibt's Tage, wo ich es hasse, es beiseite schieben könnte, dies Bild, das mir alles nimmt, was ich selbst haben möchte.

„Und Ihre ganze Kunst begann ich allmählich zu hassen. Das glühende Interesse, das einst aufrichtig gewesen, ward zur Heuchelei, ich klammerte mich nur noch daran an, weil ich mir sagte: der Weg zu Ihnen geht nur durch Ihre Kunst. Mein ganzes Leben hier war nichts als ein fieberhaftes Warten auf die Stunden unsres Zusammenseins, ein Lauschen auf Ihren Tritt, Ihre Stimme. Und wenn Sie dann kamen — nichts, nichts! Ein wenig Freundschaft für mich, Leidenschaft allein für das Modell. Ich existierte nur für Ihre Kunst und konnte es doch nicht fassen, daß sich ein Mann so mit meiner Schönheit beschäftigen und nicht ein Fünkchen Liebe empfinden sollte. Schon damals war ich, wer weiß wie oft, im Begriff, auf und davon zu gehen, nicht in moralischen Anwandlungen, sondern einfach aus Ungeduld. Ich wollte die Kette zerreißen, hielt es nicht mehr aus, ewig an Sie denken zu müssen, und deshalb will ich jetzt fort. Ich will Ruhe haben, Ruhe!"

Sie ging ein paar Schritte hin und her. Er hob den Kopf, um hinter ihr drein zu schauen. Und in dem Moment genoß er mit solch glühendem Bewußtsein, als wären alle seine Sinne doppelt und dreifach geschärft, die eigentümliche Schönheit dieser Scene. Es war fast wie die Vision eines Traumes: der rotgelbe düstere Mond, die Dämmerung mit ihrem fahlgrauen unheimlichen Licht, die Totenstille, die Unbeweglichkeit der Bäume, der Pyramideneichen vor allen, die sich jenseits des Sees am Abendhimmel abhoben, und inmitten dieser starren, toten Schwüle dies vor Leidenschaft zitternde schöne Weib.

Nie im Leben hatte er sie so gesehen; er sah sie überhaupt zum erstenmal. Welch ein Narr war er gewesen, welch elender blinder Narr! Was hatte er gemalt? Gar nicht sie selbst! Das Bild war wertlos, tot; erst die Glut dieser Leidenschaft belebte sie ganz, ließ sie reizvoller erscheinen, denn je zuvor. Was er geleistet, das war plötzlich nichts; was vor ihm lag, das war alles! Noch einmal mußte er sie malen, nicht auf dem Waldweg, nein, nein, ganz anders — er würde es schon finden! Unmöglich konnte er sie jetzt gleich für seine Kunst verlieren. Der Angstschweiß brach ihm fast aus bei dem Gedanken.

War er so armselig? War er stumm? Er quälte sich ab, die richtigen Worte zu finden; es glich dem qualvollen Bemühen eines schwer Träumenden.

Sie wird ihn für einen Idioten halten, wenn er in diesem Moment nichts zu sagen weiß — sie wird fortgehen, erst recht — was soll sie bei solch ödem Gesellen? — aber sie darf nicht fort. Und wie sie jetzt dasteht, nach ihm hinsieht — die Gestalt in dem weißen Kleid — natürlich spöttisch — sie fixiert ihn — es ist wie ein Alpdruck — sie sieht aus, als könnte sie sein Verhängnis sein.

Ein geheimes, kaum mit Bewußtsein empfundenes Grauen überschleicht ihn; aber das Entzücken, in das ihn ihre Schönheit versetzt, ist größer, als alles andre. Er tritt zu ihr hin, sie stehen hart am Rande des Sees und so dicht voreinander, daß sich die Gestalten fast berühren.

„Ich lasse Sie nicht fort! Wo wollen Sie hin? — Sie fänden keine Ruhe, so wenig als ich, wenn Sie jetzt von mir gingen — ich kann nicht sein ohne Sie — ich muß Sie haben für mich — für meine Kunst — das ist ganz gleich. Was grübeln Sie noch über den Unterschied? In meiner Kunst wurzelt mein Leben — sie ist mein Alles — um meiner Kunst willen lieb' ich Sie, muß ich Sie haben wie Luft und Licht. Was fragen Sie danach, weshalb ich mich an Sie klammere wie ein Verzweifelnder? Sie sehen ja, daß ich es thue — Sie nicht lassen kann — bleiben Sie!“

Ja, ja, er hatte recht! Was grübelte sie? Daß er sich an sie klammerte mit solcher Leidenschaft, das

war genug! Was fragte sie danach, wie er sie liebte? Seine Kunst, ihre Schönheit schuf eine Zusammengehörigkeit zwischen ihnen, die dauern mochte und ständig wachsen. Vielleicht, daß er schon viel mehr in ihrer Gewalt ist, als er selbst es ahnt, es ihr ein leichtes ist, ihn eines Tages ganz zu sich hinüberzuziehen.

Winegg hatte nach ihren Händen gefaßt. Sie machte sich frei und schlang die Arme um seinen Hals. Dann fanden sie sich auf der Bank wieder; er hatte den Arm um ihren Leib gelegt, und sie fühlte seine Küsse.

Und plötzlich schreckten sie beide unwillkürlich zusammen. Durch die Totenstille drang ein Ton zu ihnen herüber, dröhnend schwer wie Erz. Sie vermeinten ihn dicht an ihren Ohren zu spüren, und es war, als zittere er in ihrem Innern wieder. Wie thöricht! Sie lächelten sich gegenseitig an; es war der erste Schlag der nahen Dorfglocke, die den Abend einzuläuten begann. Aber dies Lächeln hatte keine Kraft, ohne daß sie irgend eine sentimentale Anwandlung spürten, hatte sie dieser dröhnende Ton wie aus einem Traum emporgeschreckt, und seltsam — es war nicht möglich, weiter zu träumen. Der Mann wenigstens war vollständig zum Bewußtsein gekommen. Plötzlich stand Susi vor ihm, so deutlich, wie nur seine Phantasie ihre Gestalt beleben konnte.

Erst ward ihm dies Bild zur Pein. Dann über-

kam ihn namenlose Sehnsucht, Verzweiflung, Bitterkeit über ihre unselige Trennung, ein Gefühl des Ekels fast vor sich, vor den Küssen dieser „Fremden“. Er sehnte sich nach Susis reinen Lippen, fühlte es, daß er sie trotz allem heißer liebte, denn je zuvor.

Den Arm auf der Lehne, rührte er sich nicht und starrte zu Boden. Sie sah diesen Blick, sagte sich, daß sie ihn schon wieder verloren, und wollte ihn doch nicht verloren geben. In ihrer Angst faßte sie nach seinen Händen, glitt von der Bank herab.

„Ich bitte dich — sieh nicht so vor dich hin — ich verlange nichts, hörst du es — nicht deine Liebe — ich will nur deiner Kunst dienen — du kannst mich malen, wie du willst — in allen Gestalten — ich will dich berühmt machen — nur lassen kann ich dich nicht!“

Er hob den Kopf, geistesabwesend starrte er auf sie hin. Er empfand nur das Umklammern ihrer langen weißen Finger. Fester und fester schienen sie sich zusammenzuschnüren, ihm schließlich Atem und Stimme, die freie Kraft der Bewegung raubend. Wie ein Alp war es, der ihn in Fesseln schlug. Ein Grauen überkam ihn vor dieser Macht. Seiner Kunst wollte sie dienen, hatte sie gesagt, nein — nein — allmählich würde sie diese Kunst ersticken. Er würde einer jener Maler werden, die ideenarm ewig dieselbe Gestalt in ihren Werken wiederholen, auf hundert Schritt Entfernung kenntlich für jedermann.

Er würde versimpeln, zu Grunde gehen, es schließlich nicht mehr ahnen, wie sie ihn umklammert hielt. Thatkraft, Phantasie würden erschlaffen. Sie war keine von den Frauen, an die er sich für ein Leben hätte binden mögen, keine von denen, die ihn auf die Höhen der Menschheit führen würden, sein Heil würde nicht von ihr kommen! Er suchte nicht nach Worten, er wollte keine finden. Es war ebenso unmöglich, sie mit ein paar banalen Redensarten abzuspeisen, als ihr die Wahrheit zu sagen.

Sie hatte sich erhoben; er sah, daß ihr Gesicht einen kalten starren Ausdruck hatte. Er würde sie tödlich beleidigt haben.

Sie zog ihre Uhr aus dem Gürtel. Dann sprach sie, als wäre nichts geschehen: „Wir wollen ins Schloß zurück. Das ‚Diner‘ wird jedenfalls bald serviert. Kommen Sie mit?“

„Wenn Gnädigste gestatten — ja.“

Sie waren kaum ein paar Schritt gegangen, so trafen sie die Gräfin mit den Kindern. Und in der großen Gesellschaft, die sich bald darauf zum „Diner“ versammelte, war es ein leichtes, sich unbemerkt zu meiden.

Elftes Kapitel.

Am nächsten Morgen ging Winegg schon frühzeitig zum Skizzieren aus; als er um die Mittagszeit heimkehrte, kam ihm die Gräfin mit der Nachricht entgegen, ihre Cousine Raynold sei heute früh zum Schnellzug nach der Station gefahren und bereits auf dem Wege nach Haus. Die plötzliche Abreise, die ihr entschieden peinlich war, suchte sie möglichst mit dem eigentümlichen Charakter ihrer Cousine zu entschuldigen.

Heiter und gleichgültig, wie die Baronin gestern abend im Kreise der Gäste gewesen war, hatte Winegg diese Flucht nicht erwartet. Der jähe, im höchsten Grade unbefriedigende Abschluß dieses Zusammenseins, das ihm eine der angenehmsten Erinnerungen hätte sein können, verstimmte ihn unwillkürlich. Und mochte er sich hundertmal sagen, daß diese Trennung das Beste war, im Innern seiner Seele schlummerte doch das Verlangen, sie nochmals zu treffen, und dies Bild, so sehr es ihm auch momentan verleidet war, erst zu beenden, wenn ihm sein Recht geworden und sie ihm die letzte Sitzung gewährt haben würde.

Soviel wie möglich beeilte sich Winegg, mit den Porträts der gräflichen Kinder fertig zu werden. Nach zehn Tagen reiste er ab, und zwar fürs erste noch nicht nach Haus. Erst jetzt nach gethaner Arbeit empfand

er jene nervöse Müdigkeit, jenes Gefühl der Erschlaffung, das den Schaffenden oftmals nach angestrengter, fieberhafter Thätigkeit überkommt. Auch mochten die durch Susi veranlaßten seelischen Kämpfe und Verstimmungen und die Scene mit der Baronin, die ihn mehr erregt hatte, als er sich's eingestand, seinen Nerven arg zugesetzt haben, genug, er hatte dringendes Verlangen nach Ruhe und wollte Susi in dieser Stimmung nicht gegenübertreten; er fürchtete, gereizt und ungerecht zu sein. Ihm graute vor einer Scene, einer heftigen Erklärung. Augenblicklich war er all der Reibereien, der Mißverständnisse, des ganzen Lebens und Treibens „hier unten" so verzweifelt müde, daß ihm der Gedanke schon, sich in die tiefe Einsamkeit eines Fischerdorfes zu begraben, eine Erholung dünkte. Er wollte dort ein paar Tage wenigstens so vor sich hinleben, am liebsten nichts denken, nichts fühlen, nur am Strande liegen und den Wellen zusehen. Das Meer allein konnte ihn wieder zum Menschen machen.

Um Sonnenuntergang kam er an den Strand. Die Stimmung war so wunderbar schön, daß er am liebsten Hals über Kopf nach Haus gestürzt wäre, um sein Handwerkszeug zu holen, das er diesmal halb mechanisch mit eingepackt. Da er indes auf dem weiten Wege das Schönste versäumt hätte, so blieb er, kletterte auf die Düne, und in der tiefen Einsamkeit hockte er

da wie ein Kind, wie ein eifriger frommer Schüler den göttlichen Offenbarungen eines großen Meisters lauschend. Dann erhob er sich tief aufatmend, den Kopf gesenkt, noch ganz erfüllt von seiner heiligen Andacht, und ging weltfremd durch die Heide seiner Wohnung zu. Und immer sah er in dem Bilde, das ihm vorschwebte, Susis feine anmutige Gestalt, so wie sie damals in ihrem weißen Kleide, den Kopf leicht geneigt, am Strande gestanden und auf die heranrollenden Wellen geblickt hatte.

Aus den paar Tagen, die er hier bleiben wollte, wurden vierzehn, und aus der Erholungs- eine Arbeitszeit. Ewig wechselnd war das Meer; er hätte sich keine bessere Zeit wählen können, wäre er nur des Malens halber hergekommen. Frühmorgens fand er sich schon am Strande ein, machte nur kurze Erholungspausen, blieb auch nach der Arbeit und ging selbst nachts, wenn der Mond aus dem Gewölk hervortrat, hinaus, um keinen einzigen interessanten Moment zu verlieren. So wie er vor kurzem das fesselnde, ewig bewegliche Antlitz der Baronin Raynold studiert hatte, so versenkte er sich jetzt in das Studium des Meeres, nur mit dem Unterschied, daß dies ständige Sichvertiefen in eine große, gewaltige Natur wie ein Heilmittel auf Geist und Körper wirkte, die Nerven stählte, die Lebenskraft wieder wachrief.

Er hatte das Richtige gethan, als er der Sehn-

sucht hierher nachgegeben. Er würde diese Liebe zum Meere auch gehabt haben, selbst wenn er niemals einen Pinsel in der Hand gehalten, kein Maler gewesen wäre, meinte er oft. Seelenstimmungen, nicht die Absicht, zu studieren, hatten ihn manches Mal hingetrieben, und heute gesellte sich zur Sehnsucht der dunkle, selbstquälerische Drang, gerade jetzt die Stätte seines Glückes aufzusuchen. Denn war das Fischerdorf, in dem er damals mit Susi geweilt, auch ein andres, das Meer war dasselbe, und er schaute es wie nie zuvor. Bewußt und unbewußt, immer stand er an der Stätte, da er das „höchste Glück" genossen, ein Glück, das ihn im Rausch der eigenen Leidenschaft von der Erde weg zu den Sternen emporgetragen hatte. Es war zertrümmert, und nichts war geblieben, als die Sehnsucht danach, aber nicht jenes schemenhafte ätherische Gefühl, das oft genug nicht weiß, was es begehrt, sondern jenes Sehnen, das erst die Erinnerung an das einst Besessene mit der echten Glut durchzittert. Hier am Meer, wo ihm diese Erinnerung auf Schritt und Tritt folgte, ward die Sehnsucht lebendiger denn je zuvor. Sie ließ ihn todtraurig sein bei dem Gedanken, daß er sich vielleicht nie mehr mit seinem Weibe finden würde. Sie ließ ihn angesichts des ewig wechselnden Meeres himmelhoch jauchzen bei dem Trost, daß auch das Schicksal der Menschen einem ewigen Wechsel unterworfen, der augenblickliche Zustand nicht von Dauer sei und Susi

eines Tages, ganz Liebe und Leidenschaft, an seinem Halse hängen werde.

Ohne daß es ihm voll zum Bewußtsein gekommen wäre, vertiefte dies Sehnen sein Empfinden, sein Sehen, sein Schaffen. So wie Winegg jetzt gestimmt war, schien er als Künstler wie hellsehend geworden. Er selbst meinte nie zuvor mit solchem Scharfsinn alle Feinheiten der ihn umgebenden Natur erfaßt und begriffen zu haben. Er kopierte die Natur nicht — er drang ein in ihr Wesen — er fühlte mit ihr; seine Skizzen hatten nicht nur den landschaftlichen Reiz. Wie die Natur einem Riesengeiste gleich im Sonnenschein, im Toben und Wüten des Sturmes, im Meeresrauschen ihre Seele offenbart, so benützte er, der gelehrigste Schüler, alle Offenbarungen dieses Geistes, um in seiner Weise nach seinen Kräften auszudrücken, was ihn bewegte. Seine Skizzen waren wie hochpoetische, individuelle Gedichte, geschaffen aus dem inneren Drang einer Künstlerseele heraus.

Ende September reiste Winegg mit einem wahren Schatz von Skizzen heim und in einer Stimmung, die grundverschieden war von jener nervösen Abspannung, in der er damals das gräfliche Schloß verlassen hatte.

Gegen Abend langte er in München an, unangemeldet, „weil ihn doch niemand erwarte“, meinte er, wollte aber im Grunde genommen Susi nur auf die

Probe stellen, wie sie ihn, so überrascht, empfangen würde. Angeregt, wie seine Stimmung war, malte er sich dies Wiedersehen in den rosigsten Farben aus. Je näher er der Heimat kam, je brennender wurde die Ungeduld.

Nach der langen Fahrt wollte er sich Bewegung machen und gehen. Nach fünf Minuten schon war es dem Ungeduldigen, als käme er nicht von der Stelle; er nahm eine Droschke, stieg am Maxdenkmal aus, damit Susi durch das Wagengerassel in der stillen Straße nicht aufmerksam würde, und ging die paar Schritte zu Fuß.

Da war das Haus!

Er stand unter den Bäumen, die längs der Isar gepflanzt waren, und schaute hinauf. Im Wohnzimmer brannte die Lampe mit dem roten Schirm. Kein Zweifel, Susi war zu Haus. Er spürte eine fatale nervöse Erregung, die er verspottete, aber nicht zu bannen wußte, ging zurück bis zur Brücke, blieb stehen und starrte auf die Wasser der Isar, die rauschend hindurchschossen. Plötzlich fiel ihm ein, wie er sich bei seiner Abreise auf dies erste Wiedersehen gefreut, so „kindisch", daß sich die Reise allein um dieser Heimkehr willen lohnte.

Und jetzt? Winegg richtete sich straff auf und ging dem Hause zu. Er war „ganz ruhig"; aber die Treppen stürmte er nur so empor, und den Schlüssel

steckte er wieder behutsam ins Schloß und öffnete leise die Thür. Er schritt den Gang hinauf an der Küche vorbei. Das Mädchen schien fort zu sein. Susi war also ganz allein! Er ging leise durch das matt erleuchtete Vorzimmer und blieb einen Augenblick in der Thüröffnung stehen. — Dort! Er atmete tief auf. Dort lag Susi auf der Chaiselongue und schlief fest wie ein Kind. Sie mochte einen ihrer langen Spaziergänge gemacht haben, von denen sie ihm in letzter Zeit geschrieben, und war todmüde nach Haus gekommen. Der Sommer wollte kein Ende nehmen. Der September war noch unnatürlich warm. Susi hatte das Kleid ausgezogen und einen langen weißen Frisiermantel übergeworfen. Aus dem weiten Aermel kam der schön geformte Arm zum Vorschein; er lag über dem Kopf. So schlief sie immer!

Winegg legte den Hut aus der Hand, ging auf den Zehenspitzen zu ihr hin, stand jetzt dicht an der Chaiselongue und hörte die tiefen Atemzüge seines Weibes.

Wie hatte er sich allein nach diesen Atemzügen gesehnt!

Und warum nimmt er sie nicht in die Arme, steht da, überlegt eine Ewigkeit?

Was dem Erregten eine „Ewigkeit" schien, dauerte höchstens eine Minute. Susi begann sich zu regen. Der Arm glitt herab. Sie schlug die Augen auf.

Schlafbefangen starrte sie ihn erst mit großen, erschrockenen Augen an, dann sprang sie auf, blutrot im Gesicht.

„Du? Du?“

In ihrer Verwirrung wußte sie kaum, was sie sagte, und dabei fühlte sie instinktiv etwas Fremdes in seinem Blick, seinem Wesen. Warum hatte er sie nicht mit einem Kusse geweckt? Sie selbst dürstet nach seinen Küssen und sagt doch in ihrer Erregung etwas ganz Gleichgültiges.

„Warte einen Moment — ich will mich nur ankleiden.“ Und sie faßte nach dem weißen Wollkleid, das über der Stuhllehne hing, und huschte damit aus dem Zimmer.

Daran dachte sie in dem Moment! Wenn sie sich wirklich nach mir gesehnt hat, was warf sie sich nicht an meine Brust, als ich da plötzlich vor ihr stand? Ich bin neugierig, wann sie wiederkommt.

Sie kam gleich wieder, lächelte ihm entgegen. Und er sah, daß dies Lächeln dem herben Antlitz einen solch süßen Reiz gab, wie nie zuvor; aber verstimmt, wie er war, kam ihm das Verlangen, sie zu quälen. Er blickte spöttisch auf sie herab.

„Dann gestattest du wohl, daß ich mich auch ins Ankleidezimmer zurückziehe und nach der langen Fahrt Toilette mache? Das scheint augenblicklich bei uns das Wichtigste.“

Ganz verständnislos sah sie hinter ihm drein. Was war mit ihm vorgegangen? Was war geschehen? Hatte sie ihn irgendwie beleidigt? Es fiel ihr nichts ein; aber mit einem Mal kamen ihr die bittern Worte ihres Bruders über die kurze Dauer einer Künstlerliebe in den Sinn. Das Geschick ihrer Mutter stand vor ihr, quälend, beängstigend, wie nie zuvor, und mit einer Gebärde der Verzweiflung barg sie das Gesicht in den Händen.

Unterdessen war Winegg im Ankleidezimmer. In diesem stand seltsamerweise ein Bett und in ihrem gemeinsamen Schlafzimmer das andre. Als er einige Zeit darauf zu Susi zurückkehrte, fuhr sie vom Stuhl empor. Es fiel ihm auf, wie bleich sie aussah; sie war jedenfalls todmüde von dem langen Weg, und so schroff als er sprechen konnte, sagte er: „Hast du das vorzügliche Arrangement in unserm Schlafzimmer getroffen?“

Da erinnerte sie der Ton seiner Worte blitzschnell an die scharfe, herrische Art ihres Bruders, an all den Zwang und die Pein ihrer Kinder- und Mädchenjahre. Die beiden Männer hatten nichts miteinander gemein; es war nur der Ton des Gebieters, des Stärkeren, den sie hassen gelernt in jahrelanger, allzu strenger Zucht. Der alte Trotz wallte in ihr auf, und ganz die Susi von ehedem, die sich lieber die Zunge abbiß, ehe sie sich gegen eine ungerechte Anklage verteidigte, sagte sie nichts als: „Ja.“

Als sie aber sah, wie er finster vor sich hinblickte und mit den Zähnen nervös an der Oberlippe nagte, setzte sie zögernd hinzu: „Sollte es dir nicht recht sein . . .“

„Selbstverständlich — thu ganz nach deinem Belieben.“

Dies „Arrangement“ war nichts als ein Zufall, den erst die unselige Mißstimmung zu einem Ereignis aufbauschte. Im Schlafzimmer war eine Reparatur nötig gewesen, und Susi hatte so lange in dem anstoßenden Nebenzimmer geschlafen. Gestern erst waren die Arbeiter fertig geworden; da Winеggs Kommen noch nicht in Aussicht, so hatte sich Susi mit dem Umräumen weiter nicht beeilt.

Bald darauf trat das Paar aus dem Hause und schlug den Weg nach dem Café Maximilian ein. Stumm gingen sie nebeneinander her, bis Susi, um das Schweigen zu unterbrechen, fragte: „Warst du zufrieden mit deiner Arbeit?“

„Selbstverständlich — alles tadellos.“

Der Ton seiner Stimme war so, daß sie unwillkürlich sagte: „Du warst also nicht zufrieden?“

Er sah auf sie hinab. Bei der Helle des elektrischen Lichts konnte er jeden Zug ihres Gesichts erkennen.

„Stellenweise ja — ich hatte ein sehr interessantes Modell. Es hatte nur die Schwäche aller

interessanten Modelle: ließ mich sitzen, ehe ich ganz fertig wurde."

Sie sah ihn mit großen Augen an, als sei das etwas Unerhörtes. „Weshalb?"

Er zuckte die Achseln, sah starr geradeaus.

„Vielleicht hatte ihre plötzliche Abreise auch ihr Gutes, sonst," — Susi zögerte, — „sonst wärst du wohl nicht so lange am Meere geblieben. Ein paar Wochen warst du doch immerhin dort?"

„Ja, ein paar Wochen."

Absichtlich hatte Susi die Rede darauf gebracht, um zu hören, ob er nichts zu sagen wüßte über die Zeit, die sie mit ihm am Meere verlebt hatte; aber er sagte nichts. War ihm alles gleichgültig geworden?

Ein Gefühl der Verlassenheit überkam Susi, und darein mischte sich ein brennendes Sehnen, noch einmal jene Zeit durchzuleben. Es war ihr plötzlich, als sei sie damals stumpf und dumpf wie eine Träumende durch dies Glück hindurchgewandelt und heute erst fähig, die Seligkeit dieser Tage mit vollem Bewußtsein zu empfinden.

Heute? Susi starrte die Straße entlang. Zwei Fremde gingen sie nebeneinander her.

Zwölftes Kapitel.

„Kind, Kind, das ist ein Bild! Und dies wunderschöne Geschöpf obendrein!“

Susi stand mit Frau Eckard im Atelier ihres Mannes. Dessen Bilder waren kürzlich von Schloß Steinach angekommen. Pflichtschuldigst hatte er es ihr mitgeteilt, sie hatte ihn gebeten, ihre alte Freundin mitbringen zu dürfen, und Winegg, den eine Verabredung zurückhielt, hatte versprochen, nachzukommen.

Gleich beim Eintreten waren die Blicke der beiden Frauen auf das Porträt der Baronin Raynold gefallen. Sie standen nun davor. Auf Frau Eckards lebhaft bewundernde Worte sagte Susi nichts. Sie fühlte es, daß ihr Mann mit diesem Porträt ein Meisterwerk fertig gebracht; aber was sie allein beschäftigte, das war die, die dies Bild darstellte. Nach ihrem Antlitz starrte sie, nach ihren Zügen, suchte ihnen abzulesen, was für eine Frau sie sei, gut oder schlecht, glücklich oder unglücklich, bis sie sich endlich ihres Schweigens bewußt wurde. Eine feine Röte stieg in ihrem Antlitz auf. Es war, als müßte Frau Eckard ihre Gedanken erraten, wie sie eben noch die eigene Gestalt mit der jener Fremden verglichen. Sie wandte sich von dem Porträt ab, ohne die erstaunten Blicke ihrer Freundin,

die ihr feines künstlerisches Verständnis stets so bewundert hatte, zu bemerken.

Einige an der Wand befestigte Skizzen zogen Susi an. Sie waren neu. Eine Morgenstimmung im Walde kehrte oftmals wieder. Hier auf der einen schritt durch den lichtgetränkten, taufrischen Wald eine Frauengestalt im weißen Kleid, neben ihr ein Mann. Die Sonnenlichter spielten nicht nur auf dem Weg, den Buchenstämmen, dem lichtgrünen Unterholz, sondern vor allem auf dem roten Haar des Weibes. Und wieder starrte Susi auf diese Gestalt — sie war es ohne Zweifel, noch einmal die Baronin! Und der neben ihr schritt, erinnerte an Heinz.

Gott im Himmel! Susi strich sich mit der Hand über die Stirn. Nie im Leben hätte sie es für möglich gehalten, daß sie die Bilder ihres Mannes mit solchen Gefühlen betrachten, sich so den reinen Genuß verbittern könnte.

Waren sie wirklich zusammen an solch herrlichem Morgen durch diesen Wald gegangen? Heinz hatte nie etwas darüber geschrieben. Ja, was hat er überhaupt geschrieben, seitdem er sie zu malen angefangen? Nichts von Belang. Diese Arbeit hatte ihn ganz in Anspruch genommen. Nur die Arbeit? Oder hing die Rotblonde selbst mit seinem veränderten Wesen zusammen?

Um ihre Gedanken abzulenken, griff sie nach einer Mappe, die gegen die Wand lehnte. Skizzen würden

darin sein. Die interessierten sie mehr noch, als diese Porträts, denn instinktiv empfand das feinfühlige Geschöpf ganz den intimen Reiz solcher Skizzen. Und Susi betrachtete sie, aber nicht um seine künstlerischen Leistungen zu prüfen. Nicht das Seelenleben des Künstlers wollte sie aus diesen Blättern lesen, sondern, ihr selbst nicht bewußt, nur das des Mannes, den sie jetzt über alles liebte.

Womit hatte er sich in der Zeit ihrer Trennung beschäftigt? Was hatte er gedacht? Diese zahllosen Skizzen mochten ihr Rechenschaft ablegen. Er hatte fieberhaft gearbeitet, natürlich, er hatte sich nicht genug thun können nach den Wochen des Müßiggangs an ihrer Seite. Er mochte diese Zeit als verloren betrachtet haben.

Susi hatte ihre Freundin, die die Porträts eingehend betrachtete, ganz vergessen, denn nun hielt sie eine Skizze in Händen, die sie mehr erregte, als alle andern. Sie hatte schon immerfort nach Arbeiten von seinem Aufenthalt am Meere gesucht. Nun hatte sie die erste gefunden.

Abendstimmung! Am Strande wandelte leicht umrissen die Gestalt eines Weibes, vielleicht eine ganz beliebige Gestalt. Jedenfalls war sie hier Nebensache, und als korrekte Künstlersgattin, die Susi hatte werden wollen, mußte sie sich allein in das Landschaftliche vertiefen. Sie aber sah nur diese Gestalt. War es die

ihre? Hatte er sich am Meer, obwohl er nichts zu sagen gewußt, dennoch mit ihr beschäftigt? Ihre Augen suchten nach dem rotgoldenen Haar; nein, dunkles war angedeutet. Sie mochte es sein, sie selbst! So hatte er einmal wenigstens an sie gedacht. Einmal? Nein, da war wieder diese Gestalt!

In dem Augenblick kam Winegg zur Thür herein. Susi legte die Skizze nieder, und Frau Eckard streckte ihm gleich in ihrer lebhaften Weise die Hand entgegen.

„Ich gratuliere Ihnen von Herzen, lieber Freund, zu dem Bilde da.“

Sie standen vor dem Porträt der Baronin. Susi sah, wie seine Augen leuchteten. Es waren gute Tage für ihn. Das Bild hatte ihn, nun er es Wochen nicht gesehen, von neuem als höchst gelungen überrascht. Auch mit den Skizzen ließ sich was machen. Sie waren nicht übel, einige sogar vorzüglich.

Wem galt dies Leuchten in seinen Augen, nur dem Bilde, oder dem Weibe selbst, das er so in seiner ganzen Eigenart erfaßt hatte? Susi strich sich mit der Hand über Stirn und Augen. Bei dieser Geste wurde er auf sie aufmerksam und warf ihr einen langen Blick zu.

Weshalb redete sie nicht? Fand sie kein Wort der Bewunderung, sie, die in seiner Kunst leben wollte, um der Kunst willen die Seine geworden war? Da kam Frau Eckard dazwischen.

„Sagen Sie, ist sie in Wirklichkeit so schön?"

„Schöner noch."

„Und geistvoll obendrein?"

„Lesen Sie keinen Geist in dem Gesicht, verehrte Freundin? Uebrigens habe ich soeben einen kurzen Brief von ihr erhalten. Sie fragt des Bildes wegen an und stellt ihr Kommen für diesen Winter in Aussicht, daß ich's beenden kann."

Sie kam diesen Winter nach München! Weshalb hatte sie ihn erst so launenhaft im Stich gelassen? Susi hatte noch nicht ernstlich darüber nachgedacht. Jetzt quälte es sie. Die Nachricht, daß die „Fremde" kommen, Monate vielleicht bleiben würde, erregte Susi so, daß sie, in der Angst, diese Stimmung vor ihrem Manne zu verraten, rasch sagte: „Ach das freut mich wirklich für dich. Dann kannst du sie noch einmal malen."

Wieder warf er ihr einen prüfenden Blick zu. Ihr Sprechen hatte etwas Nervöses, Gezwungenes. Ehe er aber antworten konnte, trat Frau Eckard mit einer der Skizzen in der Hand zu ihm.

„Das sind Bilder, liebster Freund, keine Skizzen mehr. Wollen Sie einiges davon im Frühjahr in der Secession ausstellen?"

„Um Gottes willen! Ich hasse die Manie, Skizzen auszustellen! So eine Art Gigerltum in der Kunst! Soll ich mich etwa für eine solch interessante künst-

lerische Individualität halten, daß sich das große Publikum allein schon für die Entwickelung meiner Gemälde interessieren soll? Wir sind eben grenzenlos geckenhaft und geschwätzig heutzutage. So ein moderner Romancier, der weiß gar nicht, wie er all seine Gefühle genugsam vor dem Publikum secieren und zerlegen soll. Die Art und Weise, wie seine Werke entstehen, wie er sie ausbrütet, alles möchte er haarklein berichten — die Tagebücher nicht zu vergessen, die die Verwandten noch nach seinem Tode veröffentlichen — und da kommen halt die Maler auch, hängen ihre Skizzen aus, geben ihr Inneres preis, ihr Seelenleben, das, was eigentlich nur für sie selbst von Wert ist."

„Für sie selbst und ihren besten Freund. Jetzt sehe ich erst, wie recht Ihre junge Frau hatte, als sie sich vorhin so in Ihre Skizzen vertiefte."

Er sah zu Susi hin, eine leichte Röte flog über ihre Wangen.

„Susi interessiert sich sehr für Bilder."

„Und vor allem für die ihres Mannes."

„Selbstverständlich. Die sind am nächstliegenden," sagte er gleichgültig.

„Wollen Sie schon fort? Warten Sie, wir gehen mit Ihnen."

Die alte Dame schickte sich zum Gehen an, und Susi überkam plötzlich ein Gefühl der Bangigkeit bei dem Gedanken, mit ihrem Manne allein zu bleiben.

„Nein, nein, Liebste, ich kann nicht warten, ich habe noch einen Besuch zu machen und einen andern Weg als Sie beide. Grüß Sie Gott! Grüß Sie Gott."

Damit reichte sie beiden die Hand und war rasch zur Thür hinaus. Die beiden jungen Leute sollten allein bleiben, sich aussprechen; sie waren entschieden verstimmt. Susi saß in dem Stuhl am Fenster. Winegg trat zu ihr. Seine kühlen gleichgültigen Worte von vorhin reuten ihn, und er sagte wärmeren Tones: „Gefällt dir das Porträt nicht, Susi?"

Sie hob den Kopf und sah ihm voll ins Gesicht.

„Ja, es gefällt mir sehr," aber ihr ganzes Denken war wieder auf die Persönlichkeit selbst gerichtet und sie fügte hinzu: „Ich bin noch nie im Leben mit solch einer Frau zusammengekommen."

Sie hätte ihn um die Welt gern alles Mögliche gefragt, wußte aber nicht, wie anfangen, denn er sollte nicht denken, daß sie eifersüchtig sei. Gerade angesichts dieser Gestalt sollte er sie nicht für „kleinlich" und „albern" halten.

„Das glaube ich wohl, Susi. Solch ein Gewächs gedeiht eigentlich nur im eleganten internationalen Gesellschaftstreiben — halb Aristokratin, halb Bohémienne. Ihr Vater war Ungar, ihre Mutter dagegen von hohem russischem Adel. Jugend und Kindheit verlebte sie mit ihren Eltern teilweise in Italien, meist in Paris, wo

sie ein Haus machten, eine Rolle in der vornehmen Gesellschaft spielten."

Welch ein Leben! Susi starrte wieder auf das Bild, fast wie ein Kind, meinte er bei sich, das etwas nie Gesehenes erblickt. Er ließ sie nicht aus den Augen; tausendmal hielt sie den Vergleich mit der Gestalt da aus. Sie wandte sich ihm zu.

„Wie armselig kommt man sich daneben vor! Aber mein Himmel, wie war deren Jugend so reich und so voll in jeder Hinsicht! Wie hat sie sich entwickeln können — frei! Kein Zwang schnürte sie ein. Sie lebte in der Welt, nicht im elenden Käfig wie ich! Ich will nicht neidisch sein, wahrhaftig nicht! Aber warum ward mir auch nicht der kleinste Teil von alledem, nichts? Ich hätt' es genossen, alles Schöne, wie sie mit vollen Zügen, und wäre anders geworden, als ich bin, hätte besser zu dir gepaßt. Statt dessen lebt' ich wie eingemauert — ringsumher das trivialste Geschwätz, nur in mir selbst dies ewige Sehnen nach etwas Großem, Schönem — mein Gott!"

Verzweifelt schlug sie die Hände vors Gesicht, denn seitdem ihres Mannes Wesen ein andres geworden, lastete der Druck ihrer Jugend schwerer auf ihr denn je. Die Prophezeiungen ihres Bruders peinigten sie und raubten ihr die Sicherheit.

„Susi!"

Es war der Ton in seiner Stimme, den sie seit

ihrer Trennung nicht mehr gehört. Susi ließ die Hände herabgleiten, und wie sich ihre Blicke trafen, da riß er sie an sich, nahm sie in die Arme, küßte ihr die Augen, die Lippen, die Wangen, einem Verhungerten gleich, als wolle er sich in dem einen Augenblick genug thun für alles, was er entbehrt hatte. Dann drängte sie sich an ihn und flüsterte: „Denke nicht, daß ich eifersüchtig sei; aber ich weiß selbst nicht, was mich vorhin vor dem Bilde packte, daß ich's nicht bewundern konnte, wie ich wollte — Angst, Zweifel — jetzt ist's vergessen — ich schäme mich dessen — es war kleinlich, erbärmlich, denn ich traue dir wie keinem Menschen auf der Welt."

Noch hielt er sie im Arm; aber indem sie dies Bild erwähnte, fielen seine Blicke unwillkürlich darauf, und blitzschnell, ihm selbst zur Pein, stand jener schwüle Sommerabend, die Stunde am See vor ihm. Sein Arm glitt herab. Er trat von Susi weg. Sie sah, wie sich sein Gesicht, der Ausdruck seiner Augen vollständig veränderte, wie er vor sich hinstarrte, als wäre sie selbst nicht mehr da.

Und jetzt wurde die ganze damalige Zeit vor ihm lebendig, nicht allein der Abend, da er außer sich über Susis Brief in den Park gestürzt, elend, verzweifelt auf derselben Bank am See gesessen, sondern auch die furchtbare Verstimmung, die dieser Enttäuschung gefolgt war. Wie oft, wenn er sein fieberhaftes Schaffen unterbrochen, hatte er die Gesellschaft der Baronin nur darum

gesucht, weil er sich seinen quälenden Gedanken nicht überlassen wollte und sie ihn am besten zu zerstreuen verstand.

Winegg hatte sich in den Sessel geworfen. Er meinte es zu fühlen, wie ihn Susi mit großen, fragenden Augen ansah; aber erbittert, wie er augenblicklich war, konnte er kein Wort hervorbringen. Als sie bald nachher fortgingen, schien es beiden ein Traum, daß sie sich eben noch geküßt. Doppelt und dreifach fühlten sie sich elend, und stumm gingen sie die Treppe hinab. Auf der Straße warf sie ihm einen Blick zu, doch er sah anscheinend gleichgültig, starr geradeaus.

Wie oft war er in den letzten Tagen so neben ihr hergegangen! Heute aber trieb es ihr alles Blut zu Kopf, empörte sie. Was fiel ihm ein, daß er sie jetzt nicht zu beachten schien, nachdem er sie vorhin noch mit seinen Küssen halb erstickt hatte? Diese Liebkosung dünkte sie nun eine Beleidigung. Nie mehr würde sie sich von ihm küssen lassen, nie mehr! Was bedeutete diese Gleichgültigkeit? Hatte er seine Zärtlichkeit bereut? Weshalb? Spielte das Bild, die jüngste Vergangenheit irgendwie da hinein? Oder hatte es ihn verstimmt, daß sie nicht mehr über das Porträt zu sagen gewußt, hatte ihn die bloße Versicherung, sie sei nicht eifersüchtig, unangenehm berührt?

Plötzlich fiel Susi ihre einsame Kindheit ein, da sie fast gegen ihren Willen oftmals die finsteren, gleich-

gültigen Gesichter von Vater und Bruder studiert hatte: Was habe ich nun wieder verbrochen? Was habe ich gethan? Sollte das ewig so weitergehen? War sie abgefunden mit den paar glücklichen Wochen, die hinter ihr lagen? Hatte sie ihr Glück nicht zu halten gewußt, oder war sie nun einmal verflucht, unglücklich zu sein? Womit hatte gerade sie all diese Pein verdient? Susi richtete sich auf und hob den Kopf, den sie eben noch müde gesenkt, empor. Der trotzige Ausdruck, der dem Kind und Mädchen eigen gewesen, trat um Augen und Lippen. Es würde ihr nicht einfallen, ihm ein gutes Wort zu geben, wo sie sich absolut nicht schuldig fühlte.

Langsam waren sie die Maximilianstraße hinaufgegangen. Susi wollte nach ihrer Wohnung einbiegen. Da blieb er stehen und sah ihr ins Gesicht.

„Ich möchte dich bitten, noch einen Gang über den Gasteig mit mir zu machen.“

Der Ton klang bestimmt, hatte reichlich so viel von einem Befehl wie von einer Bitte an sich. Susi zögerte. Sie blickte ihren Mann nicht an, sondern trotzig vor sich hin, und da er sie nicht aus den Augen ließ, sah er, daß sie mit sich kämpfte. Sie wollte nicht! Dann gab sie nach; ohne ein Wort zu sagen, ging sie mit ihm weiter über die Maximilianbrücke. Sie bogen links in die Anlagen ein. Bei der Terrasse machten sie Halt.

An schönen Tagen hatte man von hier einen Blick auf die Alpen; heute zeichneten sich die Spitzen scharf

am abendlichen Himmel ab, und Susi kam es unwillkürlich über die Lippen: „Ach, sieh da, wie wundervoll klar!“

Dabei fielen ihm seine Skizzen wieder ein, und da es ihn verlangte, sein unfreundliches Wesen gut zu machen, fragte er: „Welche von meinen Skizzen gefiel dir eigentlich am besten?“

Sie wandte sich ihm zu; ein feines Rot flog über ihre Wangen; widerwillig, kühl gab sie Bescheid.

„O — die eine am Meer gefiel mir vor allem, und,“ — sie zögerte — „die Gestalt am Strande, das war wohl auch die Baronin?“

„Nein, Susi, an dich dacht' ich dabei!“

Allein der warme Ton seiner Stimme machte von neuem ihr Herz klopfen, jagte ihr das Blut in die Wangen. Sie fühlte es, wie er sie unausgesetzt beobachtete, wie aus den Worten ein geheimes Werben klang, die Bitte: laß dich malen! Und hatte sie sich bei ähnlicher Gelegenheit einst „sehr kindisch“ benommen, heute kam sie die Lust an, sich ihm von selbst anzutragen. Da gedachte sie der Gleichgültigkeit, die seinen leidenschaftlichen Küssen gefolgt war, und, ein spöttisches Lächeln um die Lippen, fragte sie nur: „Wirklich? An mich dachtest du?“

Er hörte die Worte kaum. Wie sie da vor ihm stand, die feine Gestalt seines Weibes, da hatte er nur ein Verlangen, einen Gedanken, sie endlich zu malen.

Es war sein Recht, war kein Aufhebens darum zu machen, und doch kostete es ihn, so wie sie jetzt miteinander standen, einen stummen Kampf, bis er atemlos sagte: „Susi — ich bitte dich — du hast mich damals vertröstet auf später — dein Gewähren war halb und halb eine Weigerung — ich drang nicht weiter in dich — aber laß dich jetzt von mir malen! Ich muß dich malen, Susi!“

Sie hatte nicht geahnt, daß ihn diese Bitte derart erregen würde. Aber von Kind an gewohnt, ihr Temperament im Zaum zu halten, blieb sie ruhig, sah ihm voll ins Gesicht und sprach weder hingebend, noch anschmiegend: „Ich will dich nicht mehr vertrösten. Male mich, wann und wie du willst.“

Der Kunst hatte sie dienen wollen! Sie dachte nicht mehr daran. Sie nutzte diese Kunst, bewußt und unbewußt, um sich wieder mit ihm zu finden.

Er atmete auf und ließ einen langen Blick auf ihr ruhen.

„Morgen schon, Susi?“

„Ja, morgen schon — wann du willst, sagte ich.“

Er wollte sie an sich ziehen; sie aber schien so kühl und herb, daß er sich Gewalt anthat, und auf dem Heimweg war er ganz in den Plan vertieft, Susi zu malen. Mit diesem Plan verwoben sich die Skizzen vom Meere. Eine Unmöglichkeit aber war es, sich damit zu beschäftigen, ohne der ersten Zeit seiner Liebe,

jener Wochen zu gedenken, die er mit Susi am Meer zugebracht, und so geschah es, daß ihn ein unbegreifliches Verlangen nach jener Glückseligkeit überkam.

Die Dunkelheit brach herein; näher kamen die Beiden ihrem Heim. Heißer wurde sein Sehnen, unmöglich fast, es niederzukämpfen. Und während Susi ruhigen Schrittes, anscheinend gleichgültig, neben ihm herging, packten ihn Zorn und leidenschaftliche Bitterkeit über ihr unsinniges getrenntes Leben, an dem sie schuld war, sie allein!

An der Hausthür angelangt, sagte er so schroff, als er kaum je zu ihr gesprochen: „Geh hinauf, Susi — allein — ich komme nach!"

Ohne ihr Lebewohl zu sagen, stürzte er auf und davon. Sie starrte hinter ihm drein, bis ihr die Gestalt entschwand, ratlos, fassungslos. Sie traute ihren Augen und Ohren nicht, hörte vollständig auf, zu verstehen. Dann schlich sie die Treppen hinauf. Nachdem sie ihn vergeblich erwartet hatte, verzehrte sie trübselig ihr Abendbrot. Erst nach Mitternacht — sie hatte die ganze Zeit wach gelegen und auf seinen Schritt gehorcht — hörte sie ihn im Nebenzimmer. Dann machte sich ihre Erregung Luft, und aufschluchzend barg sie den Kopf in den Kissen.

Der Plan, Susi zu malen, aber schien wiederum vergessen.

Dreizehntes Kapitel.

Wochen waren vergangen. Winegg hatte soeben sein Atelier geschlossen und wollte die Treppen hinabsteigen. Da hörte er einen leichten Schritt, ein Geraschel von seidenen Gewändern. Ein Parfüm erfüllte den Raum, das ihn mit einem Schlage an Vergangenes mahnte, und jetzt stand sie selbst, durch zehn Stufen nur getrennt, vor ihm und sah ihm entgegen. Er eilte rasch auf sie zu.

„Meine gnädigste Baronin."

Sie streckte ihm die Hand hin.

„Sie wollen nach Haus. Kommen Sie rasch; ich gehe mit."

„Nein, nein, so auf der Treppe lasse ich Sie nicht fort, es ist noch Zeit. Ich habe heute etwas früher aufgehört, als sonst."

Er schloß die Thür auf, ließ sie eintreten, und jetzt stand sie inmitten des großen, schon ein wenig dämmerigen Raumes. Sie war ganz schwarz gekleidet und trug einen kostbaren Pelzkragen um die Schultern, dazu einen großen Hut mit schwarzen Straußenfedern, der ihn durch seine malerische Form entzückte.

„Sie sehen vorzüglich aus, meine Gnädigste."

„Ja, vorzüglich vom Nichtsthun, und Sie überangestrengt vom Arbeiten; aber ehe wir von anderm

reden, will ich Ihnen erst erklären, warum ich gekommen bin."

Sie nahm in einem der Sessel Platz.

„Wissen Sie, es war eigentlich eine recht dumme Scene damals am See; nur zwecklos war sie nicht. Denn an dem Abend erst wurde es mir ganz klar — bisher hatte ich trotz allem immer noch gehofft, daß Sie mich niemals geliebt, mich niemals lieben würden. Und das kurierte mich wunderbar, wirkte wie ein kräftiges Mittel, an dem der Mensch entweder stirbt, oder gesund wird. Ich hatte nach meiner Abreise noch einige abscheuliche Tage, dann fand ich mich allmählich wieder. Ich fing an, meine Gefühle zu prüfen — übrigens ein alter Fehler von mir — Reue packte mich, daß ich Sie so treulos im Stich gelassen, und wie man einen guten Freund aufsucht, vor dem man sich seinem Gefühl nach „unsterblich blamiert" hat, so kam ich her. Ich wollte mich noch einmal mit Ihnen aussprechen nach all den Albernheiten, die ich allein verursacht habe."

Winegg nahm ihr gegenüber Platz und sagte ruhig: „Albernheiten! Dumme Scene! Es ist beinah schade, meine Gnädigste, daß Sie jetzt das Ganze so geringschätzig behandeln. Wenn ich Sie auch nicht liebte, für mich war jener Abend keine Kinderei; nicht ganz so schnell, wie Sie, konnt' ich jenen Eindruck überwinden. Ich nahm die Sache entschieden

spießbürgerlich tragisch. Kehrten Sie damals zu Ihrem Mann zurück?“

„Nein, ich ging zu Freunden in ein französisches Seebad.“

„Wohl nach Trouville mit den neuesten Pariser Toiletten?“

„Nein, in ein weltfremdes Nest, das Sie vielleicht kaum dem Namen nach kennen. Und jetzt, wenn Sie Lust haben,“ — sie stand auf — „benutzen Sie die Zeit, die ich hier bei meinen Verwandten zubringe. Beenden Sie das Porträt, fangen Sie meinetwegen ein andres an. Die Situation ist geklärt zwischen uns. Ich lasse Sie nicht mehr im Stich.“

„Können wir morgen schon anfangen?“

Sie lachte ihm ins Gesicht ob seines Eifers.

„Ja, morgen früh. Kann ich nichts von Ihren letzten Arbeiten sehen?“

„Dies möcht’ ich Ihnen zeigen.“

Aus einem Wandschrank holte er ein Bild hervor, das er bisher noch niemand gezeigt, und stellte es auf die Staffelei dicht ans Fenster. Die Baronin trat davor. Es war eine Landschaft, der See aus dem Park. Meisterhaft war die schwüle, schwere Stimmung jenes Abends wiedergegeben, und der Anblick zauberte ihr mit einem Schlage Vergangenes vor die Seele und erregte sie so, daß ihr klar ward, sie hatte sich wieder einmal ein gut Teil oberflächlicher hingestellt, als sie in Wirklichkeit

war. Sie hatte alles überwunden, gewiß; aber so leicht, als sie es geschildert, war es ihr nicht geworden.

„Wenn Sie das Bild dieser Stunde verdanken, so gratuliere ich Ihnen," sagte sie leichthin, „selbst mit einem Tropfen Herzblut wäre es nicht zu teuer bezahlt gewesen. Malten Sie es aus der Erinnerung?"

„Nein, am nächsten Tage war fast ganz dieselbe Stimmung; ich habe lange am See skizziert."

Sie preßte die Zähne auf die Lippen und trat zurück.

„Schade, daß Sie nicht noch am selben Abend den Malkasten holen und skizzieren konnten. Sie hätten das gleich nützen und wenigstens ein Augenblicksbild von uns beiden aufnehmen sollen. Sie wissen, der Künstler muß aus allem Kapital schlagen für seine Kunst, gleichviel, ob er malt oder dichtet."

„Ja, ja, was spotten Sie darüber?" versetzte er erregt. „Halten Sie dies leidenschaftliche Verlangen, sich alles zu nutze zu machen, für ein beglückendes Gefühl, das wir je nachdem hervorrufen oder bezwingen können? Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, die mag Ihnen zum Bewußtsein bringen, was das heißt: Kapital schlagen aus allem für seine Kunst."

Sie nahmen beide wieder Platz.

„Meine Mutter war gestorben, eine Frau, die ich, feinfühlig und warmherzig, wie sie war, namenlos liebte. Ich sitze an ihrem Sterbebett, dumpf, fühllos, an=

scheinend ohne zu denken. Die Lichter brennen und flackern zu ihren Häupten; durch die Fenster kriecht die Dämmerung herein. Mit einemmal — Gott im Himmel, bin ich von Sinnen? — ertappe ich mich darauf, wie ich schon lange Zeit die Beleuchtungseffekte auf dem Antlitz der Toten studiere.

„Es war das erste Mal, daß mir der furchtbare Egoismus des Künstlers zum Bewußtsein kam. Außer mir stürzte ich fort, lief durch alle Straßen kreuz und quer, fluchte meiner Kunst, haßte sie wie ein lebendiges Geschöpf, das mir ein nie wieder zu sühnendes Leid angethan, schwor, nie im Leben wieder den Pinsel zur Hand zu nehmen. Einige Wochen lang vergrub ich mich dann in ein Fischerdorf, zum erstenmal, seit ich denken konnte, ohne mein Handwerkszeug. Der wirkliche Verlust meiner Mutter, der eingebildete meiner Kunst brachten mich dem Selbstmord nahe. Aber ich rang mich heraus, und mit einer Glut, wie nie zuvor, warf ich mich meiner Kunst in die Arme. War mein bisheriges Streben mehr die immerhin unreife Liebe eines feurigen Jünglings gewesen, so trat ich nach diesen Kämpfen wie ein Mann meiner Kunst gegenüber. Das Gesicht, das sie mir am Totenbett meiner Mutter gezeigt, war ein neues, furchtbar ernstes Antlitz. Mir aber schien, als hätte mich dieser Moment der Tiefe, dem Kern ihres Wesens ein gut Teil näher kommen lassen."

Eine Weile sahen beide in Gedanken vor sich hin,

bis die Baronin plötzlich fragte: „Ihre Mutter hatte nur diesen einen Sohn?“

„Nein, mein Vater starb sehr früh, und meine Mutter heiratete in zweiter Ehe einen Herrn d’Albaret. Von diesem Manne, an dem ich übrigens wie an einem Vater hing, hatte sie noch einen zweiten Sohn.“

„D’Albaret? Ich meine, den Namen habe ich in Paris gehört.“

„Möglich. Mein Stiefvater stammte aus einer Emigrantenfamilie, unterhielt rege Beziehungen mit französischen Verwandten und war mit Alfred gleich nach dessen Abiturientenexamen längere Zeit in Frankreich. Hat doch mein Bruder oft genug seinen bittersten Spott darüber ausgegossen, daß er eigentlich zwei Muttersprachen habe. Sie werden ihn übrigens kennen lernen; er kommt in den nächsten Tagen hierher und bezieht die Universität. Ich hatte ihn längst erwartet; aber eine Rippenfellentzündung hielt ihn noch in Bonn zurück. Ich bin sehr glücklich, ihn hier zu haben, steck’ ich auch tief in der Arbeit, so kann ich ihm doch manchmal den Kopf zurecht setzen.“

„Ist das nötig?“

„Ja; er ist zwar eminent begabt, hat ein hervorragendes dichterisches Talent und ist eine echte Künstlernatur, tollt er aber so weiter, so bringt er’s zu nichts.“

„Lassen Sie ihn, er wird sich austoben.“

„Er könnte sich ausgetobt haben.“

Winegg glitt sich mit der Hand über die Stirn. Bei den letzten Worten trat ein so ernster Ausdruck in seine Augen, daß die Baronin fragte: „Sie lieben diesen Bruder sehr?"

„Ja, von ganzer Seele. Ich glaube, ich müßte ihn lieben, selbst wenn er nicht mein Bruder wäre, er übt eine unglaubliche Anziehungskraft auf mich aus."

„Wissen Sie, daß Ihre Mutter um zwei solche Söhne namenlos zu beneiden war?"

„Wir waren beide nicht bequem, haben ihr manchen Kummer bereitet."

„Mein Gott, was thut das?"

Sie ging ein paar Schritte erregt hin und her, als verarbeite sie irgend einen Gedanken. Dann blieb sie vor ihm stehen, und mit der Rechten fest die Stuhllehne umklammernd, sprach sie in kurzen, abgebrochenen Sätzen: „Das ist das Schlimmste nicht — der Kummer, den uns die Kinder bereiten — wenn sie nur Geist haben, Leben, Temperament, daß man mit ihnen fühlen kann."

„Sie haben selbst nie ein Kind gehabt?"

Niemals hatten sie dies Thema berührt. In dem Bewußtsein, daß sie in ihrer Ehe höchst unbefriedigt war, hatte er es stets vermieden, die Rede darauf zu bringen. Die Baronin stand am Fenster, starrte an den trüben Winterhimmel. Er sah, wie sie mit sich kämpfte, dann wandte sie sich ihm zu, und halblaut,

mit einer Stimme, der man die innere Empörung anmerkte, sagte sie: „Ja, ich habe ein Kind — einen taubstummen Sohn!"

„Gott im Himmel, da ist's allerdings besser, kein Kind zu haben!"

Eine Weile war es still. Er sah dies wunderbar schöne, lebenglühende Weib vor sich wie geschaffen für Genuß und Freude, und an ihrer Seite ein taubstummes Kind, ein Kind des Erbarmens.

„Ja, besser kein Kind, das hab' ich mir tausendmal gesagt. So mit verkrüppelten Sinnen in die Welt gesetzt werden und noch dazu in die schönste, reichste Umgebung, das ist kein Leben, ist ausgesucht grausam obendrein. Und mag sich das Kind noch so sehr, wie man mir zum Troste sagt, in seiner Art des Lebens freuen, ich beurteile es von mir aus," — und sie wies auf ihre Brust — „ich denke, wenn ich taubstumm wäre, blind oder gelähmt, wie würde ich mich des Lebens freuen? Tausendmal lieber tot! Solch einem Geschöpf wäre eine Wohlthat geschehen, hätte man es sanft aus der Welt geschafft.

„Das ist ‚herzlos' und ‚unweiblich', ich weiß es, und doch hab' ich mir ein Kind gewünscht, wie nur je ein Weib. Die Liebe zu meinem Mann war nicht groß. Ich gab ihm mein Jawort, wie es unzählige Frauen geben: es war kein Grund vorhanden, ihn abzuweisen, so nahm ich ihn an. Auch hatte ich mit meinen

zweiundzwanzig Jahren schon allzu viel von der Welt und dem Leben gesehen, an die große Leidenschaft, von der ich einst lebhaft geträumt, glaubte ich nicht mehr. Aber wie oft dacht' ich: Daß du ein Kind hättest, einen Sohn! Er brauchte kein Genie zu sein, wahrhaftig nicht, nur gesund — er sollte nur leben, leben bis in die Fingerspitzen, wie ich — seine Mutter.

„Im zweiten Jahr unsrer Ehe ging mein Wunsch in Erfüllung. Als dies Kind zur Welt kam, war es ein entzückendes Ding, ich selbst glückselig. Ich konnte mir nicht denken, daß ihm etwas fehlen sollte. Wenn man selbst nie krank war, liegt einem der Gedanke an Elend und Gebrechen fern. Diese Höllenqualen, als ich allmählich bemerkte, daß es nichts hörte, auf nichts einging! Immer wieder stieß ich die Ahnung von mir, bis der Arzt eines Tages sagte: ‚Das Kind ist taubstumm!'"

Die Ellbogen auf die Kniee gestützt, preßte sie die Handflächen an die Augen, vergrub die Finger im Haar, als empfände sie einen Mark und Bein durchdringenden Schmerz, und sie mußte all ihre Willenskraft zusammennehmen, um nicht laut aufzuschreien.

Sie ließ die Hände herabsinken und stand auf.

„Das Kind ist taubstumm! Dieser einzige Moment! Wissen Sie, es war so ein Gefühl, als wenn der Henker oder der Tod, wie Sie wollen, mir urplötzlich ein lebendiges Kind von der Seite risse. Und dann

die Zeit danach! Ich konnte das Kind kaum sehen. Dann fing ich an, mein Hirn danach zu zermartern, wodurch ich dies Unglück verdient hätte. Etwa als Strafe für meine Sünden? Für was für Sünden? Ich hatte gar nicht den Mut gehabt, eine wirklich große Sünde zu begehen, höchstens Gedankensünden, wie sie jeder heißblütige Mensch auf sich ladet. Aber gleichviel, ich fing wieder an, in die Kirche zu gehen, die Geistlichen aufzusuchen, war jeden Morgen die erste in der Messe, gründete ein Kinderhospital auf dem Gute meines Mannes und betete um ein Wunder. Aber das Wunder kam nicht, und der krasse Unglaube packte mich mehr und mehr. Auf Umwegen erfuhr ich zufällig, daß dies nicht der erste Fall von Taubstummheit in der Familie meines Mannes war. Ob ich an die viel besprochene ‚Erblichkeit‘ glaube, ob nicht, ich wollte keine Kinder mehr haben, keinen — Krüppel mehr! Und das Kind selbst?“

Mit einem verzweifelten Ausdruck in den Augen starrte sie einen Moment zu Boden.

„Es gibt jetzt noch Zeiten, wo ich es nicht sehen kann. Feigheit ist’s, ich weiß! Denn in dieser Stimmung ergreife ich die Flucht vor mir, vor dem Kind, vor meinem Elend, gehe in die Welt hinaus, stürze mich in Vergnügungen und suche Uebertäubung. Nur nicht fühlen, nicht denken! Aber mein Elend kriecht mir nach, und wenn mich mitten im ‚Vergnügen‘ die Erinnerung daran jäh übermannt, dann bin ich der Ausgelassensten

eine, denn ich will kein Mitleid — ich hasse das Mitleid. Wenn jemand in Gegenwart von andern die Taktlosigkeit begeht, mich nach meinem Kinde zu fragen, so treibt es mir das Blut ins Gesicht wie ein Schlag, den ich auf offener Straße empfinge. Ich bin nicht im stande, Antwort zu geben. Meine ganze Sicherheit verläßt mich; wenn ich kann, gehe ich fort aus der Gesellschaft. Komme ich dann von meinen Reisen nach Haus, sehe, daß sich das Kind mit seiner vorzüglichen Wärterin, seinem Lehrer, der ihm das ‚Sprechen‘ beibringen soll, am wohlsten fühlt, dann komme ich mir obendrein noch überflüssig vor. Alles meine Schuld, natürlich!

„Unglück veredelt! Das ist für mich eine leere Phrase. Mich hat es nicht veredelt. Ich bin keine geduldige Natur, und die Resignation hängt nicht vom Leid ab, sondern von unserm Naturell. — Aber jetzt muß ich fort,“ sagte sie hastig, „ich kann den Wagen unmöglich länger warten lassen.“

Winegg merkte, daß sie jede Erwiderung, jedes Wort des Mitleids abschneiden wollte. Er legte ihr den Pelzkragen um die Schultern und begleitete sie die Treppe hinab. Der Wagen kam nicht gleich, und sie warteten so lange. Dann küßte er ihr die Hand. Im Fortfahren rieb sie mit dem Taschentuch die beschlagenen Scheiben ab und nickte ihm zu. Er lüftete nochmals seinen Hut und begab sich langsam ins Atelier zurück.

Da stand er am Fenster, die Hände in den Taschen, starrte er hinaus. Kein Stern, kein leuchtender Funke, der ganze Himmel eine graue undurchdringliche Wolkenmasse!

Winegg war so mit der jammervollen Geschichte beschäftigt, daß er, als er sich umwandte, das Porträt der Baronin Raynold verständnislos wie eine Fremde anblickte, bis er sich besann, daß diese elegante Weltdame mit der unglücklichen Mutter im engsten Zusammenhang stand. Ja so — er strich mit der Hand über die Stirn — damit verglichen ist mein Leid eigentlich nichts — eine kleine Täuschung. Er lachte bitter. Aber ob ich mich glücklicher fühle in meinem Heim, als sie in dem ihren? Ob das nie anders werden wird?

Man hofft von Tag zu Tag, von Monat zu Monat, — manchmal ein schwacher Lichtstrahl, dann wieder nichts, nichts! Man hofft von neuem — endlos — bis man sich alt und grau zusammenfindet. Alt und grau, wenn die Glut der Sinne erloschen! Großer Gott! Mit einer Gebärde, als müsse er ersticken, riß er an seinem Kragen und sah sich in dem großen Raum um, als würde er zu eng. Nein, nein, wir sind jung. Das Leben liegt vor uns. Was kann nicht alles geschehen!

Ja, ein Wunder! Ich will um ein Wunder beten wie die Baronin, daß ihr taubstummes Kind sprechen und hören lerne. Viel besser als taubstumm sind Susi und ich auch nicht. Wie hab' ich mich allein schon auf dies

tägliche Wiedersehen mit Susi nach meiner Arbeit gefreut! Und wie ist es jetzt, wenn ich nach Haus komme?

Dabei fiel ihm plötzlich ein, daß er Susi versprochen hatte, sie zu einem Spaziergang abzuholen und eher als sonst bei ihr zu sein. Er sah nach der Uhr, erschrak über die späte Zeit und griff rasch nach Hut und Mantel. Dies Vergessen war ihm im höchsten Grade fatal, denn da ihr Verhältnis ein so kühles war, bemühten sie sich doppelt, es in solchen Aeußerlichkeiten an nichts fehlen zu lassen.

Winegg hatte keine Ahnung, daß Susi, während er mit der Baronin wartend vor der Hausthüre gestanden, von der andern Seite der Straße, halb verdeckt durch die Säule eines Portals, mit großen Augen zu ihnen hinüber gestarrt hatte. Sie hatte zu Haus ihren Mann erwartet. Eine halbe Stunde verging, eine ganze, er kam nicht. Endlich wurde sie von einer namenlosen Angst gepackt, denn sie wußte, wie pünktlich er in solchen Fällen war und daß er sich meist vor der bestimmten Zeit einfand. Wenn ihm irgend ein Unglück zugestoßen! Was für eins, das machte sich Susi nicht klar, nur die Angst stieg immer höher, ließ sie nicht länger zu Haus. Er pflegte vom Atelier aus meist zu Fuß nach Hause zu gehen. So nahm sie seinen gewohnten Weg durch den Hofgarten, die Briennerstraße entlang. Sie sah sich die Augen nach ihm aus. Einmal wollte sie, im Glauben, ihn erkannt zu haben, über den Weg stürzen;

aber er war es nicht. In der Nähe des Ateliers angelangt, sieht sie ihn mit einer Dame aus dem Haus treten. Sie bleiben wartend stehen; er kehrt Susi den Rücken; aber von der Laterne hell beleuchtet, sieht sie ihr rotblondes Haar, und sie weiß, wer es ist. Susi sieht ihren Mann nicht mehr, nur sie, die vielleicht schuld ist an all ihrem Elend, denn erst seit er sie gemalt hat, ist er so verändert.

Der Wagen kommt. Susi vergißt ihre Vorsicht und geht ein paar Schritte weiter, um zu sehen, ob er mit einsteigt. Nein, er küßt ihr nur die Hand und geht zurück ins Haus. Sie starrt hinter ihm drein. Er hat mich vergessen! Soll ich ihm nachgehen? Wozu? Damit er mich vielleicht erstaunt ansieht und ich merke, wie ungelegen ich ihm komme?

Rasch begab sie sich auf den Heimweg. Als Winegg nach Haus kam, fand er Susi lesend im Wohnzimmer. Sie aber wußte nicht, was sie las; sie hatte das Buch nur vorgenommen, um ihre innere Erregung zu verbergen. Sie stand langsam auf; er wollte sie küssen, mit ein paar herzlichen Worten um Verzeihung bitten, er war weich gestimmt. Sie aber sah so gleichgültig und kühl drein, daß er nur ihre Hand leicht mit den Lippen berührte und nichts sagte als: „Nimm es nicht übel, daß ich mich so verspätet habe.“

„Durchaus nicht. Du hast gewiß länger gearbeitet.“

So ruhig sie sprach, so gespannt war sie innerlich, ob er den Grund seines Ausbleibens angeben würde.

„Nein, ich hatte Besuch. Die Baronin Raynold war bei mir.“

„Wie angenehm für dich!“

„Möchtest du sie kennen lernen, Susi?“

„Wenn du es wünschest, ja.“

„Wenn ich es wünsche? Mir ist es, ehrlich gestanden, ganz gleichgültig,“ — er hatte im Erker Platz genommen und drehte sich eine Cigarette — „es wäre nur möglich, daß sie dir einen Besuch machen wollte, dann möchte ich wissen, welchen Bescheid ich ihr geben kann.“

„Welchen du willst. Siehst du sie bald?“

„Ja, sie kommt morgen früh in mein Atelier. Warst du heute gar nicht aus, Susi? Du siehst so blaß aus.“

Da wurde sie wieder daran erinnert, wie sie angstgequält auf die Straße gestürzt war, ihn zu suchen, während er selbst sie in „amüsanter Unterhaltung“ mit der Baronin vergessen hatte; sie wurde rot, verwirrt unter seinen Blicken.

„Nein — das heißt ja, heute nachmittag.“

„Willst du mich morgen nachmittag erwarten, Susi?“

Sie saß am Tisch unter der Hängelampe und blätterte in dem Buch; jetzt hob sie den Kopf.

„Nein, ich kann nicht.“

„Du kannst nicht? Weshalb?“

Er sprang auf und trat zu ihr hin. Sie legte das Buch beiseite und erhob sich langsam. Einen Moment standen die beiden jugendlichen Gestalten dicht voreinander und sahen sich in die Augen.

„Weil ich nicht will.“

„O, das ist etwas anderes! Das respektiere ich selbstverständlich. Vielleicht hast du die Güte und teilst mir gelegentlich mit, wenn du wieder ‚willst‘.“

Am nächsten Morgen — es war ein sonniger Tag — ging Susi die Isar entlang, ziellos, unschlüssig. Sie hatte es zu Haus nicht länger ausgehalten, das endlose Grübeln, und hier außen war es ihr gleich, wohin sie ihre Füße trugen. So gelangte sie über die Brücken zur Au, bis dicht zur Kirche und empfand plötzlich das größte Verlangen nach der dämmerigen tiefen Stille dadrinnen. Langsam stieg sie die Stufen hinan, ging das Seitenschiff hinauf und nahm in einer der Bänke Platz. Erst erfreute sie sich an der Farbenglut der schön gemalten Kirchenfenster, dann erinnerte sie sich, wie sie als Kind heimlich — denn ihre Familie war streng protestantisch — das erste Mal in den Dom gegangen.

In der Angst, hinausgewiesen zu werden, weil sie nicht die Hand ins Weihwasser getaucht, kein Kreuz zu schlagen gewußt, hatte sie sich auf den Zehenspitzen

näher geschlichen, um sich endlich in die Ecke einer Bank zu drücken. Da saß sie wie ein scheuer kleiner Vogel — alles so groß, so weit; schon bei dem Gedanken, zur Wölbung emporzuschauen, schwindelte ihr. Als sie den Kopf zu heben wagte, gewahrte sie, geradeaus blickend, eine brennende Ampel, deren rubinrotes Glas ganz durchglüht schien von dem winzigen Flämmchen. Ob das die „ewige Lampe“ war, von der sie einmal gehört hatte? Brannte die Lampe von Anbeginn der Welt? Wurde sie niemals mit Oel gefüllt? Und wie auf ein Wunder starrten die Kinderaugen darauf hin. Nachts träumte ihr, die rote Ampel stürze herab, weil sie der Küster zu füllen vergessen. Sie brach in Scherben. Blut floß auf den Fußboden; es war das Blut des Heilands.

Jetzt fiel Susi ein Ave Maria ein, das sie von einem katholischen Mädchen gelernt und als Kind oft gebetet hatte. Sie mühte sich vergeblich, sich der Worte zu erinnern, und sagte ein paarmal leise den Anfang her, fast als wenn sie betete: „Gegrüßest seist du, Jungfrau Maria, du Gebenedeite unter den Weibern. . . . Ob er sie jetzt malen wird?“ Ueber diesen Gedankengang erschrak sie wie über einen Frevel. Aber was half's? Die Kindheit versank mit ihren Erinnerungen. Sie sah sich im Dunkel auf der Straße stehen, zu den beiden Gestalten hinüberstarren, und ihr Hirn zermartete sich, was sie jetzt in dieser Stunde beginnen

würden. Vielleicht, daß er sie in jenes Bild am Meere malt!

Der Gedanke erregte sie so, daß sie aufsprang. Da besann sie sich, wo sie war, und setzte sich ruhig wieder hin.

Ihre Gestalt dahinein! Das war undenkbar! Ich wäre im stande, das Bild zu zerreißen, zu vernichten mit meinen eigenen Händen. Und was will ich thun, wenn er die Fremde zu diesem Bilde nimmt? Nichts! Es ist sein Werk, seiner Hände Arbeit. Dann wollt' ich, er hätte niemals einen Pinsel in der Hand gehabt, wäre gar kein Künstler.

Außer sich barg sie das Gesicht in den Händen. Sie sah jene Skizze vom Meere vor sich, und am Strande wandelte die Gestalt eines Weibes mit leuchtendem rotem Haar. Nun Susi einmal diese Zeit wachgerufen, war kein Halten mehr. Bilder stiegen in ihr auf, farbenglühender, als die bunte Pracht der Kirchenfenster, durch die sich die Sonne brach. Noch einmal jene Wochen durchleben — ein einziges Mal!

Still war's in der Kirche. Ein alter weißhaariger Herr ging, den Hut in der Hand, ehrfurchtsvoll hindurch und betrachtete die schönen Fenster. Als er im Näherkommen das junge Weib gewahr wurde, das, die Hände an die Augen gepreßt, mit einer Inbrunst sondergleichen zu beten schien, ging er noch leiser auf den Zehenspitzen weiter, um die tiefe Andacht nicht zu stören.

In dem Moment richtete sich Susi auf, es kam ihr zum Bewußtsein, wie heiß sie in dieser stillen Kirche von ihrer Liebe geträumt. Alles Blut stieg ihr zu Kopfe, als habe sie sich auf einer Sünde ertappt.

Als sie durch das Mittelschiff dem Ausgang zuschritt, fiel ihr ein junger Mann auf, der ziemlich am Ende der Kirche stand. Ein Fremder mochte es sein, der hierher gekommen war, die Glasgemälde zu betrachten. Von denen hatte er sich zwar vorläufig abgewandt und sah mit größtem Interesse der feinen, schlanken Gestalt entgegen. Jetzt trafen sich ihre Blicke. Susi stutzte, blieb unwillkürlich einen Moment stehen und starrte ihm so ins Gesicht, daß sie auch unter seinen Blicken dunkelrot wurde. An der Kirchthür wandte sie sich nochmals um; er schaute ebenfalls hinter ihr drein. Langsam ging sie die Stufen hinab.

Das war der Bruder ihres Mannes, den sie erwarteten! Es müßte sie denn eine frappante Aehnlichkeit getäuscht haben. Er erinnerte an die Bilder, die sie von ihm gesehen; auch die Züge ihres Mannes hatte sie in seinem Antlitz wiedergefunden.

Zu Haus angelangt, fand sie zwei Karten vor: Alfred d'Albaret, es war der Name ihres Schwagers.

Vierzehntes Kapitel.

„Ist Herr d'Albaret zu Haus?“

Es war in der Karnevalszeit. Winegg suchte auf dem Heimweg vom Atelier den Bruder auf.

„Ja, bitt' schön, der Herr ist in seinem Zimmer.“

Winegg ging den Korridor entlang, klopfte an und öffnete die Thür, ohne ein Herein abzuwarten. Im ersten Moment stutzte er und wußte nicht gleich, wen er vor sich sah. Mit dem Rücken gegen das Fenster, bequem im Sessel zurückgelehnt, saß ein junger Mann in schwarzem Atlas. Er hatte ein Bein übergeschlagen und hielt es mit der Rechten umklammert, so daß sich die lange, schmale Hand deutlich von dem schwarzseidenen Trikot der Wade abhob. Vor ihm stand ein gefüllter Champagnerkelch und eine Champagnerflasche in Eis. Den Kopf nach der Thür hingewandt, sah er dem Eintretenden erwartungsvoll entgegen.

„Was, Brüderchen, du? Famos, kommst wie gerufen!“

Lebhaft sprang er auf und reichte ihm die Hand.

„Ich kam mir schon ganz stupid vor, hier allein Sekt zu trinken. Bei einem Glas schweren Burgunders kann man allenfalls allein vor sich hinsimpeln, aber zum Champagner gehört Leben, Lachen, Gläserklirren und . . .“

„Ich fürchte, dann ist meine Gesellschaft auch nicht die richtige.“

„Aber immer besser, als gar keine. Nimm Platz!“

„Laß dich erst anschauen! Wie der Kerl aussieht, famos!“

Die Arme in die Seiten gestemmt, stand Winegg vor ihm und betrachtete mit grenzenlosem Wohlgefallen die vornehme Gestalt. Das war ein Anblick für sein Künstlerauge!

„Frei nach van Dyks „Herzog von Croi“ in der alten Pinakothek! Nur daß der Hochselige noch Brokatärmel hat und ich ganz schwarz bin zu dem Künstlerfest heute abend. Devise: schwarz und weiß! Kommst du nicht auch mit deiner Frau?“

„Ich schlug es Susi vor. Sie wollte nicht.“

„Komm, trink Alter! Die Frauen sollen leben!“

Alfred nahm ein Wasserglas vom Tisch und goß dem Bruder ein. Der beobachtete ihn scharf. Was bedeutete diese nervöse, entschieden forcierte Lustigkeit? Mit dem Ball hatte sie nichts zu thun. Ihn regte kein Fest mehr auf. Er müßte denn irgend jemand erwarten, wieder einmal verliebt sein. Winegg trank einen Schluck, und indem er das Glas niedersetzte, sagte er: „Weißt du, daß du im übrigen ganz miserabel aussiehst?“

Alfred zog ein Büchschen mit Fünfminutenbrennern aus der Tasche, entzündete einen und reichte ihn dem Bruder.

„Bitte, beleuchten, es wird schon dunkel.“

Winegg leuchtete in das blasse, schöne Gesicht.

„Ja, miserabel — bleich — übernächtig — blaue Ringe unter den Augen.“

„Eine famose Aschermittwochleiche würde ich abgeben, so eine, die früh um sechs mit verglasten Augen auf dem Prellstein sitzt und in die Regenpfützen stiert. So!“

Er setzte sich leicht auf die Armlehne des Sessels, nahm die kraftlose Haltung eines Betrunkenen an, und so dumpf und gebrochen stierte er vor sich hin, daß Winegg, der das mimische Kunststück erst mit größtem Interesse betrachtet, ärgerlich sagte: „Hör' auf! Man kriegt den Kater, wenn man es sieht, fühlt es bis in die Eingeweide. Du hättest einen brillanten Komödianten abgegeben.“

„Das haben schon mehr Leute gesagt, und noch dazu einen, der nur von seinen Schulden und dem Souffleur gelebt hätte.“

Er stürzte den Champagner hinunter und goß von neuem ein.

„Wozu trinkst du eigentlich das Zeug?“

„Um mir Stimmung zu machen. Das trifft sich bei mir oft so verflucht; am Aschermittwoch bin ich in Karnevalsstimmung, und am Karneval hab' ich den Aschermittwochskater — nur den moralischen, natürlich, ich bin ganz nüchtern.“

„Da wirst du dich ja ausgezeichnet amüsieren.“

Die Brüder saßen sich jetzt gegenüber. Allmählich brach die Dunkelheit herein; aber das flackernde Feuer warf, da die Thür des Ofens aufstand, einen solch hellen Schein ins Zimmer, daß jeder das Gesicht und die Gestalt des andern vor sich sah.

„Das hoffe ich auch. Die Baronin Raynold ist sozusagen meine Partnerin. Sie kommt in weißem Atlas, stammt aus derselben Zeit wie ich, aus demselben vornehm liederlichen Kreise. Wir werden nicht übel zusammen aussehen. Nur die Haarfarben passen nicht recht — sie rot, ich blond; sonst hoff' ich, sind wir ganz auf einen Ton gestimmt. Vielleicht setzt sie mir zuliebe eine schwarze Perücke auf; ich konnte mich von meinem Blond nicht trennen,“ — mit müder Gebärde griff er in das lockige Haar — „ich bin noch nicht so weit wie sie, daß mich meine Haarfarbe manchmal anekelt. Das kommt noch — natürlich — muß ein sehr interessanter Moment sein.“

Er sprach monoton, müde, blasiert. Winegg antwortete nichts. Was sollte er auf diese Rede sagen, die dem Sprechenden selbst ganz gleichgültig war? In dieser Stimmung war nichts mit ihm anzufangen. Da nahm er alles Ernste leicht und alles Leichte ernst, spielte den Uebermüden, Blasierten, nur weil ihn innerlich irgend etwas beschäftigte, das ihn leiden ließ und das er verbergen wollte um jeden Preis.

„Du hast doch nichts dagegen, daß ich mit der Baronin gehe?“

Er warf dem Bruder einen beobachtenden Blick zu. Der war in Gedanken so mit Alfred selbst beschäftigt, daß er die Frage nicht gleich verstand und sich erst besinnen mußte.

„Mit der Baronin? Gott bewahre, nicht das mindeste.“

„Nun also.“

„Aber was läufst du plötzlich hinter ihr her, nachdem du dich zuerst kaum um sie bekümmert hast? Du warst in der ersten Zeit deines Hierseins ein ganz andrer Mensch geworden, hast gearbeitet, vernünftig gelebt. Von mir will ich nicht reden; aber Susis Verkehr übte ganz entschieden einen solch vorzüglichen Einfluß auf dich aus, wie, ich möchte sagen, wie einst der unsrer Mutter. Was entziehst du dich plötzlich ohne alle Ursache diesem Einfluß, betrittst kaum mehr unser Haus, in dem du fast täglich aus- und eingegangen?“

Von diesem Thema mußte er den Bruder abbringen um jeden Preis, und Alfred fragte plötzlich: „Sag' mal, wie steht es eigentlich mit dir und der Baronin?“

„Wie soll es mit uns stehen?“

„Ihr liebt euch nicht?“

„Bist du toll? Wie kommst du auf diese Frage?“

„So nebenbei. Es heißt in den Künstlerkreisen

ganz allgemein, sie sei deine Geliebte, und du lehntest alle Aufträge ab, um nur sie allein zu malen."

„Das ist nicht wahr!"

Winegg sprang auf, ging erregt ein paar Schritte hin und her, dann zwang er sich zur Ruhe — der Klatsch war höchstens lächerlich — und setzte sich dem Bruder wieder gegenüber. Dieser hatte mittlerweile eine Cigarette angezündet und bot Winegg die andern dar. Winegg stieß die Hand mit der eleganten Cigarettentasche von sich.

„Es ist nicht wahr! Ich liebe die Baronin so wenig als sie mich. Wenn ich Aufträge ablehnte, so geschah es, weil ich andre Arbeiten vorhabe und dem professionsmäßigen Porträtieren mehr und mehr den Rücken kehren will zu gunsten eigener Kompositionen. Und es ist nicht wahr, daß ich sie allein male! Ich bin nicht so hirnverbrannt, eine einzige Gestalt durch alle Bilder zu hetzen. Zu einem Bilde hat sie mir noch gesessen, dann male ich sie nicht mehr. Das weiß sie so gut als ich, ebenso wie sie sich klar darüber ist, daß sie für mich nichts ist, als ein fesselndes Modell."

„Dann nimm an, daß ich sie auch als „Modell" betrachte. Ich will sie mit der Feder malen und habe keine Absicht, ihr eine Liebeserklärung zu machen."

„Das mag ja sein. Wenn du dich aber weiter so um sie bemühst, wird sie dich doch noch eines Tages verliebt zu ihren Füßen sehen."

„Beruhige dich, das würde ein kurzer Spaß sein.“

„Ja, aber wozu in des Teufels Namen? Das bedeutete für dich nur neue Erregung, Verzettelung, Zersplitterung ohne Ende. Mußt du überhaupt so rasen, Mensch, als wenn das dein letzter Karneval wäre? Wie viele hast du schon durchtobt, und schließlich ist's doch ewig dasselbe! Denk' wenigstens an deine Gesundheit! Deine ‚Rippenfellentzündung‘ in Bonn war ein Blutsturz, hab' ich neulich erfahren.“

„Ah bah, ein ganz unbedeutender — kaum der Rede wert.“

Alfred hatte die Cigarette beiseite gelegt und war aufgestanden. Nachdem er ein paar Schritt hin und her gegangen, blieb er vor dem Bruder stehen, und von Kopf zu Fuß rot von der Glut des Feuers beleuchtet, sah er anscheinend übermütig auf ihn herab.

„Brüderchen, mein Umgang wirkt korrumpierend auf dich ein.“

Winegg wollte ihn unterbrechen, denn ihm war's bei Gott nicht zum Spaßen. Alfred hob abwehrend die Rechte.

„Laß mich ausreden! Der Umgang mit solchem Lüderjahn treibt dich notgedrungen in die Opposition. Du wirst an mir zum Philister, Brüderchen, zum ganz gemeinen Philister.“

Er stürzte ein Glas Champagner hinunter und setzte den Kelch klirrend auf den Tisch.

Winegg sprang auf und trat dicht vor ihn hin. Er war hierher gekommen, um „ganz ruhig“ mit ihm zu reden. Aber die Verzweiflung über die Haltlosigkeit dieses geliebten hochbegabten Menschen ließ ihm keine Ruhe mehr.

„Hättest du selbst etwas vom ‚Philister‘ an dir, ich wollte Gott danken, nur eine Spur jener Beschränktheit, die den Künstler zwingt, sich und sein Schaffen für das Wichtigste in der Welt zu halten, nur einen Deut jener eisernen Pflichttreue gegen deine Kunst, eine Spur wenigstens jener philiströsen Erwerbslust, die zur Arbeit anspornt. Wärest du soweit ‚Philister‘, daß du dir ein Ziel vorstecktest, dem du zugingst mit stetem Schritt. Hättest du eine Ahnung von jener ‚geistigen Oekonomie‘, die dich lehrte, deine Kräfte zu Rate zu halten, weise damit umzugehen, an eine Zukunft, an ein langes Leben vor dir zu denken — aber nichts! nichts! Wie ein Vagabund gehst du um mit deinen Gaben!“

„Ja, ganz recht, wie ein Vagabund! Nichts von jener weisen Oekonomie, denn ich kann mir nicht vornehmen: Du willst jetzt ein paar Stunden dichten, so ungefähr, wie ein andrer Strümpfe strickt. Was kann ich dafür, wenn ich nur im Zustand fieberhafter Erregung schaffen kann, meine Muse bloß ungerufen kommt? Dann rast die Feder nur so übers Papier, als diktierten mir unsichtbare Mächte. Dann kann ich Nächte hin-

durch schreiben, kann heulen über das Schicksal meiner Helden und Gott auf den Knieen danken, daß er mir dies Talent gegeben. Ich bin wie in der Ekstase.

„Ein paar Tage später begehe ich die Eselei und lese mein Geschreibsel durch. Wozu, da ich doch nie etwas umarbeiten kann? Wie sieht das aus? Habe ich das wirklich geschrieben? Es sollte ganz anders sein — mehr könnt' ich leisten, viel mehr. Die Form genügt nicht, alles schlecht! Ekel packt mich. Ich verspotte mich und mein Talent, leide dabei so intensiv unter dieser Nichtachtung, daß ich mich, um den Kater los zu werden, in die wüstesten Vergnügungen stürze.

„Und an die Zukunft denken, an ein langes Leben? Gott soll mich bewahren! Der Tod interessiert mich viel mehr. Der Gedanke an ihn ist mir so angeboren, daß er mich oft im tollsten Strudel überfällt, heimtückisch, wie ein Feind, der mich hinterrücks packt.

„Und ich bin auch ziellos, ganz recht! Mein Talent dirigiert mich, nicht ich mein Talent. Was werd' ich überhaupt noch sagen? Keine Ahnung! Und wenn es ganz unterbleibt, was thut's? So kommt ein andrer und spricht es aus. Unmöglich, in mir und meinem dichterischen Schaffen eine Welt zu sehen.

„Und auch die Erwerbslust fehlt mir. Es ekelt mich an, dies Feilschen, Handeln und Bedingungen stellen, um das, was ich mit meinem Herzblut geschrieben. Sie mögen es mir unter den Händen wegnehmen, ver-

schenken, verkaufen. Mir ist's im Grunde gleich, was hinterher daraus wird. Dabei könnt' ich verhungern, wär' ich nicht sonst so günstig gestellt, und ich fürchte fast, die genialen Lumpe, die im Straßengraben, bestenfalls im Spital sterben, sind aus demselben Stoff geformt wie ich."

„Und du kannst's nicht begreifen, daß mich der Gedanke an solch ein Ende halb von Verstand bringt?"

Alfred zuckte gleichgültig die Achseln.

„Und ich selbst bin ein Monstrum mit meinem Talent: zwei Muttersprachen! Mein Geist ist französisch; in französischer Sprache müßt ich eigentlich dichten. Aber die deutsche Sprache ist's, die ich liebe von ganzer Seele. All mein Patriotismus gipfelt in der Liebe zu dieser Sprache meiner Mutter."

Bei diesen Worten stand Winegg die Mutter leibhaftig vor Augen. Er gedachte der Liebe, mit der sie auch an diesem Sohne gehangen, des Einflusses, den sie auf ihn ausgeübt, und er sagte: „Es war ein großes Unglück für dich, daß unsre Mutter so früh gestorben ist. Du müßtest einmal ein Weib finden, das dich verstände, dich liebte von ganzer Seele."

Da kam's Alfred über die Lippen: „Und das sagst du, der du deinem Weibe auch nicht den geringsten Einfluß auf dich einräumst? Mit einer Entführung, wie eine heiße echte Liebesgeschichte, fing eure Ehe an, und was ist davon geblieben? Nichts. Alles verglüht!"

Ein paarmal ging Winegg auf und ab und blieb dann vor dem Bruder stehen.

„Ich habe nie aufgehört, Susi zu lieben.“

„Du liebst sie, du?“

Und nach einer Pause: „Warum zeigst du's ihr nicht, machst dieser Qual nicht ein Ende?“

Winegg war nicht gleich im stande, diese Frage zu beantworten, denn sie drang keck vor bis in die Tiefen seiner Seele, und der Gedanke allein, diese Tiefen zu offenbaren, sei es auch vor dem nächsten Freunde, erregte ihn aufs höchste. Er rang geradezu nach Worten. Ohne daß er gedrängt wurde, hatte er das Gefühl, der andre fordre eine Antwort, warte darauf, und er müsse sich beeilen. Inmitten des Zimmers stehend, starrte er geistesabwesend in die Glut des Feuers. Herabgebrannt, flammenlos warf sie einen düstern roten Schein ins Zimmer grad auf die hohe schlanke Gestalt des blondlockigen, in schwarzen Atlas gehüllten Kavaliers. Aber Winegg dachte nicht an „Beleuchtungseffekte“, sah auch nicht die aufs höchste gespannte Erwartung in Alfreds Zügen.

Der ließ den Bruder nicht aus den Augen, und erregt, wie auch er war, nun dies Thema zur Sprache gekommen, arbeitete sein Hirn wie das eines Fiebernden. Sein Bruder liebt Susi mit ganzer Seele! Das fühlte er heraus. Gleich versetzte er sich in die Qual des Unglücklichen.

Warum riß er sie nicht in seine Arme? Sie ist sein Eigentum, sein Weib, gehört ihm — er mochte sie gewinnen mit seiner Glut — er selbst wäre nicht so „zartfühlend“ zu Werke gegangen wie Heinz, wahrhaftig nicht, falls Susi sein Weib gewesen.

Und ein Verlangen überkam ihn, heißer als die Glut, die seine junge Gestalt bestrahlte, umnebelte ihm vollends das Hirn.

Qual! Sein Bruder geht neben diesem Weibe her, liebt sie, wird nicht wiedergeliebt! Das war's! Um diesen einen Punkt hatten sich, seit er sich der Leidenschaft zu seiner Schwägerin bewußt geworden war, all seine Gedanken gedreht: wenn Susi ihren Mann nicht liebt, so mag ich selbst alles hoffen!

Wie Feuer ging es ihm durch die Adern. Was bisher nur Hoffnung war, schien fast zur Gewißheit zu werden. Aber wie diesen Stummen zum Reden bringen? Denn er allein kann ihm sagen, wie es um Susi steht.

Er sieht den ernsten, verzweifelten Ausdruck in Wineggs Gesicht, sieht, wie es ihm unmöglich scheint, nur ein Wort hervorzubringen; aber das ist alles gleich. Mit seinem Verlangen, endlich die Wahrheit zu erfahren, um die er sich wochenlang vergeblich das Hirn zermartert hat, steht Alfred dem eigenen Bruder wie einem Fremden, nein, wie einem Feinde gegenüber, der ihn von dem trennt, was er haben muß um jeden Preis.

Er könnte sich sogar auf ihn stürzen, mit ihm kämpfen auf Leben und Tod, falls er dadurch irgend etwas erreichen, ihm die Versicherung entreißen könnte, daß Susi ihn nicht liebt.

Diese letzte Empfindung erschreckt ihn, zwingt ihn, ruhiger zu werden. Er tritt zu dem Bruder hin. Seine Stimme ist heiser und klanglos.

„Ihr hättet euch aussprechen sollen. Es mag nur ein kleines Mißverständnis gewesen sein, das erst gefährlich wurde durch hartnäckiges Schweigen."

Winegg hob den Kopf und strich sich mit der Hand übers Haar.

„Ein kleines Mißverständnis! Ich will dir die Geschichte erzählen: Wir waren das erste Mal getrennt, Wochen erst verheiratet, da erhalte ich eines Tags einen Brief. Susi hat ihn geschrieben; aber ein andrer, ein Feind, ein Todfeind hat ihn abgeschickt. Der Brief datiert aus Susis Brautzeit und enthält das Bekenntnis, daß sie mir ohne Liebe die Hand reiche, nur um aus drückenden häuslichen Verhältnissen herauszukommen. Ein andrer hätte diesen Brief vielleicht zerrissen, wäre ohne irgend welche Skrupel darüber hinweggegangen. Ich aber kam nicht darüber hinweg — übermäßig empfindlich, möglich — im allgemeinen leid' ich zwar an diesem Fehler nicht. Ich bin nur da empfindlich und leicht zu verletzen, wo ich liebe mit ganzer Kraft.

„Daß Susi ohne jedwede Liebe die Meine geworden, war und blieb ein Betrug, der ihr Bild fürs erste gewaltig trübte. Meine Briefe fingen an kühl zu werden. Ich konnte den richtigen Ton nicht mehr treffen. Sie antwortete ebenso. Unser Wiedersehen bestärkte mich noch in meinem Mißtrauen. Und mocht' ich mir manchmal vorwerfen, ich sei zu hart und kühl, der Moment zur Aussprache ließ sich nicht finden."

„Und du hast nie bemerkt, daß Susi unter deinem Wesen litt, dich liebte?"

„Es gab Momente, wo ich es glaubte. Aber das Vertrauen war nicht mehr da. In meinem Glücksrausch mochte es mir gegangen sein wie tausend andern auch: ich hatte alles ganz so gesehen, wie ich es sehen wollte. Aufgerüttelt aus dieser somnambulen Sicherheit aber verlor ich zu meinen eigenen Augen das Vertrauen und wußte nicht mehr, was ich sah, hatt' ich doch selbst Augenblicke des Zweifels, da ich mich fragte: ‚Lieb' ich Susi wirklich?'"

„Aber du liebst sie?"

„Ja, von ganzer Seele."

„Hör' mich an, Heinz," — er faßte lebhaft nach dessen Hand — „gib mir den Brief einmal! Ich möcht' ihn lesen!"

Und lebhaft wie seine Phantasie war, glaubte er selbst, was er da in der Erregung sagte: „Sieh, es würde vielleicht eine gewisse Beruhigung für dich sein —

wir könnten einmal darüber reden — der Brief wird so schlimm nicht sein — du warst gewiß zu scharf und streng — ungerecht in deiner Verzweiflung. Nun liest ein andrer den Brief ganz objektiv — gib ihn mir!"

Winegg zögerte.

„Du traust mir nicht — dann laß es sein."

Bei diesen Worten schämte sich Winegg seines Zögerns, denn wenn sein Bruder auch leichtsinnig war, der „Kern" war gut, und um alles in der Welt wollte er, der ältere, ihm keinen Mangel an Vertrauen zeigen. Er sah ihm offen ins Gesicht.

„Du weißt, ich traue dir wie mir selbst. Hol' dir den Brief dieser Tage bei mir im Atelier."

Dabei empfand er einen rätselhaften geheimen Widerwillen, den Brief aus den Händen zu geben. Am liebsten hätte er sein Wort zurückgenommen; aber es war nicht mehr möglich.

„Zufällig" ging Alfred Tags darauf am Atelier des Bruders vorbei und stieg hinauf, sich den Brief zu holen. Winegg hatte ihn heute noch nicht erwartet, den Brief nicht mitgebracht und glaubte eine gewisse Enttäuschung auf dem Gesicht des Bruders zu lesen.

Zwei Tage wartete Winegg vergeblich, ob sich Alfred den Brief holen würde, dann suchte er selbst den Bruder auf, weil er auch die kleinste Verstimmung vermeiden wollte. Als sich Alfred eben anschickte, zum Mittagessen zu gehen, kam er zu ihm, zog nach einigen

gleichgültigen Bemerkungen den Brief aus der Tasche und gab ihn dem Bruder. Der nahm ihn widerwillig fast und so, als wenn ihm nicht mehr das Mindeste daran läge. Dann schloß er ihn in den Schreibtisch, steckte den Schlüssel in die Tasche und verabschiedete sich vor dem Haus von seinem Bruder, um in den Pferdebahnwagen zu steigen.

Nach einem seiner Ansicht nach höchst mittelmäßigen „Diner", das er ohne Appetit und voll Widerwillen gegen das „ewige Gasthausessen" eingenommen, stand er unschlüssig an der Straßenecke, verstimmt und gelangweilt auf das Treiben blickend, das sich heute zum Fastnachtsnachmittag in den Straßen zu entfalten begann. Wohin? In die Stadt hinein, sich das Leben ansehen, oder nach Haus? Zu Haus lag der Brief! Ah bah, was ging ihn der Brief an? Der hatte Zeit!

Es gibt Situationen, in denen wir vor uns selbst Komödie spielen. Anstatt nach Haus zu gehen, bummelte er der innern Stadt zu. Es war ein köstlicher milder Wintertag, mit blauem Himmel und Sonnenschein, wie geschaffen, sich auf den Straßen herumzutreiben. Halb München schien unterwegs, eine Fülle harmlos vergnügter Menschen, die sich so recht gemütlich durch die Straßen schoben, dankbar für jede Maske, die ihnen in den Weg kam, für jeden jungen Burschen, der als „Dame" verkleidet, die Notenmappe am Arm, sittig einhertrippelte.

Durch die Kaufinger Straße ging Alfred dem Marienplatz zu. Dem graziösen Fischbrunnen, der den Winter über verdeckt war, heute jedoch zur Feier des Tages seine Strahlen springen ließ, warf er einen Blick zu; das sei das Beste am heutigen Tage, meinte er verdrießlich bei sich. Die breite Maximilianstraße war schwarz von Menschen, kaum, daß die Wagen hindurchkonnten! Am Theater, an der Post, überall, wo ein erhöhter Platz war, standen die Leute dicht gedrängt. Einen Augenblick blieb Alfred am Theaterplatz stehen; als ihm aber jetzt noch ein großer zweispänniger Wagen mit der Aufschrift: „Die Entknechtung des Weibes" und den sehr männlich aussehenden Backfischen eines Mädchengymnasiums entgegenkam, ging er achselzuckend weiter. Gott soll mich bewahren! Was sahen die Leute eigentlich? Ein paar halbwüchsige Burschen in schäbigen Frauenkleidern.

Auf der Briennerstraße angelangt, ging er ins Café Luitpold. Da war Musik und ebenfalls eine Fülle von Menschen. Im Rokokozimmer fand er mit Mühe einen Platz.

„Das ist auch eine Kateridee, allein hierher zu gehen!"

Zwei Bekannte standen plötzlich vor ihm, ebenfalls Studenten. Beim Anblick der lachenden, schwatzenden Menschen hatte Alfred innerlich dieselbe Bemerkung gemacht. Die Bekannten aber, die ihm Gesellschaft leisten

wollten, waren ihm ebenfalls nicht genehm. In dem Augenblick wurden zwei Stühle frei, und die Studenten setzten sich zu ihm.

„Sie haben's ja famos getroffen."

Am selben Tisch saß eine größere Gesellschaft, darunter zwei reizende junge Mädchen, anscheinend Schwestern. Malerisch hatten sie sich die aufgefangenen bunten Papierbändchen umgeschlungen.

„Zufall, sehen Sie mal da, das ist ein bildhübscher Kerl."

Und Alfred wies auf einen jungen Burschen mit goldblondem Haar und feinem Gesicht, der in tief ausgeschnittenem weißen Kleide am Arm eines Türken hing.

Es war hier dasselbe wie draußen, nur daß das Publikum in den schönen, mit elektrischem Licht erhellten Räumen belebter und ausgelassener, die Masken viel eleganter waren, als auf der Straße.

„I bitt schön, gib mir a Busserl," kam ein Bauer auf das hübscheste der jungen Mädchen am Tische zu.

„Fällt mir nicht ein."

„Wenn di schamst, i dreh 's Liacht aus."

„Geh fort!"

Lachend sah sie hinter ihm drein, stand dann auf und schleuderte mit geschicktem Wurf eine „Luftschlange" nach einem entfernten Tisch. Kreuz und quer flogen die schmalen bunten Papierbänder. Immer angeregter

wurde die Stimmung, immer mehr Masken kamen von der Straße herein; toller wurde das Treiben, je näher der Abend rückte — ja — und war doch ewig dasselbe.

Alfred stand auf, so satt, so übersatt von dem ganzen Karnevalstreiben, daß ihm war, als könnt' er keinen Menschen mehr sehen. Er verabschiedete sich von seinen Bekannten, die es nicht begriffen, wie er nach Haus gehen könne. Jetzt finge der „Ulk“ erst an, bisher sei es nur ein Vorspiel gewesen. Aber es half nichts, er ging. Vorspiel oder Nachspiel, es war alles eins, immer dasselbe: eine wüste, ausgelassene Nacht und ein schaler ekler Morgen — grau — merkwürdig, daß jeder Morgen nach solcher Nacht immer ein so scheußlich graues, verkatertes Licht hat.

Zu Haus angelangt, zündete er die Lampe an und warf sich in den Sessel, zuerst nur die Wohlthat des Alleinseins empfindend. Dann stiegen die letzten Wochen vor ihm auf, verursachten ihm Ekel — Ekel. Er hatte sich einmal an frischem Hummer übergessen, so daß er ihn monatelang nicht riechen, nicht an ihn denken konnte. Mit ähnlichen Gefühlen erinnerte er sich jetzt der verflossenen Zeit. Wie oft hatte ihn diese Entnüchterung nicht schon gepackt, manchmal so stark, daß alles unterging in physischem und psychischem Grauen und der einzige ihm bewußte Willensdrang der gewesen war, nach dem Revolver zu greifen, sich selbst und dies Unbehagen zu

töten! Bisher war es beim Willen geblieben. Weshalb eigentlich?

Alfred stand auf, ging ein paar Schritte hin und her, blieb dann, die Hände in den Hosentaschen, vor dem Schreibtisch stehen und starrte darauf hin, bis er mit nervöser Hast in den Taschen zu suchen begann. Er sah den Schlüssel nicht und war sich nicht klar, ob er ihn eingesteckt hatte. Da war er! Er holte ihn heraus und schloß zufällig die Schublade mit dem Brief auf.

Wie hatte er doch die Rede darauf gebracht? Jener Abend stand deutlich vor ihm, da er dem Bruder mit Gewalt hätte das Geheimnis entreißen mögen, das er ihm freiwillig und voll Vertrauen gegeben. Voll Vertrauen! Das war's, was ihm die Hände band, allem verwegenen Hoffen ein Ende machen mußte. Am besten las er den Brief gar nicht erst. Vielleicht, daß ihm Heinz dankbar war, wenn er ihn im geschlossenen Couvert ungelesen zurückerhielt.

Und dann? Würde er sein Haus so aufsuchen wie früher?

Alfred ging erregt hin und her.

Nein, das war nicht möglich — fürs erste nicht! Am besten verließ er München diese Woche noch, denn Heinz würde nicht ruhen, bis er wie früher in seinem Haus verkehrte, und er sah Susi am besten nicht wieder.

Wenn er aber jetzt fortging, so waren die Monate vom Oktober an abermals eine verzettelte, vergeudete Zeit. Würde das ewig so weitergehen?

Er war wirklich hierher gekommen, um zu arbeiten, und zwar hatte er sich bei diesem Vorhaben instinktiv an seinen Bruder angeklammert, als könnte dessen eiserne Willens- und Arbeitskraft fördernd, anregend auf ihn einwirken.

Und was war aus allen guten Vorsätzen geworden? Nichts! Mit einer Gewalt wie nie zuvor packte den Haltlosen die Verzweiflung. Er wollte ja — er hatte diesmal wirklich einen guten Anlauf genommen; aber es ging nicht. An wem lag die Schuld? An ihm? Oder an einem widrigen Geschick? Daß er untergehen würde mit all seinen Gaben, hatte ihm einer der Bonner Professoren, der sich lebhaft für ihn interessierte, mit dürren Worten gesagt, und mehr oder weniger verblümt hatten ihm andre dasselbe zu verstehen gegeben.

Er untergehen! Das Leben lag vor ihm. Er hatte immer noch Zeit, mit ernster Arbeit anzufangen, denn spielend und in Monaten würde er sich aneignen, was andre nur mit Mühe und in Jahren erwarben, so hatte er dies Anfangen immer wieder hinausgeschoben und die ernsten Worte verlacht. Sie aber mochten sich einer düsteren Prophezeiung gleich seinem Gedächtnis eingeprägt haben, denn plötzlich packte ihn eine furcht-

bare Angst — die Angst eines Ertrinkenden. Wenn er wirklich tiefer und tiefer sank — im Straßengraben starb!

Nie im Leben hatte er sich derart mit seiner Zukunft beschäftigt. Den Kopf in die Hände vergraben, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, saß er da. Er sah ein Bild vor sich — einer gräßlichen Vision gleich glitt es an ihm vorüber — wie er als elender verlassener Lump einherging, ohne Heimat, ohne Familie, ohne Freunde, aufgegeben von allen. Ein Gefühl der Verlassenheit überkam ihn, wie er es nie im Leben empfunden, und daß er sich durch die Leidenschaft für Susi auch den Weg zu seinem Bruder versperrt sah, ließ dies Gefühl noch quälender werden. Eine namenlose Sehnsucht packte ihn nach einer Menschenseele, die ihm allein gehörte, der er alles wäre, Sehnsucht nach der großen, selbstlosen Liebe eines Weibes, das ihm die Mutter ersetzte und dennoch die Geliebte wäre.

Unsinn!

Er stand auf und strich sich das blonde Haar aus der Stirn. In solchen Stimmungen wird man zum Philister und sehnt sich trotz allem Graus vor Fesseln und Zwang fieberhaft nach Weib und Kind, bloß weil sich der Mensch hienieden an irgend etwas klammern muß. Ist dieser Katzenjammer nachhaltig, so findet man sich eines schönen Tages verlobt, man weiß selbst nicht wie.

Uebrigens — er blieb inmitten des Zimmers stehen und sah nachdenklich zu Boden — habe ich es in der Hand, mir den Weg zu meinem Bruder wieder frei zu machen. Wenn ich den Brief läse, Susi ins Geheimnis zöge und beide auf diese Weise zusammenbrächte, so würde ich wahrhaftig für alles büßen, was ich in Gedanken an ihm verbrochen. Das Verlangen, den Brief zu lesen, war nicht zu bannen, so nahte sich „Satanas" in seiner gefährlichsten Gestalt, als guter harmloser Mensch, und flüsterte: Du thust ein gutes Werk, wenn du deinem Begehren nachgibst. Alfred holte den Brief und trat an die Lampe.

Lächerlich, diese Erregung! Er riß das Kouvert auf, flog ihn durch, dann sank die Hand mit dem Brief herab, ein spöttisch-frivoles Lächeln trat um seine Lippen.

Heinz ist ein Idealist. Statt die Weiber zu nehmen, wie sie nun einmal sind, krankt er an Illusionen, glaubt an die Möglichkeit einer Ausnahme, eines Ideals. Er setzt seine ganze Persönlichkeit bei dieser Liebe ein, sie nimmt ihn, weil sie sich zu Haus bodenlos langweilt. Ganz wie die andern! Nur mit dem Unterschied, daß sie sich klar ist über ihr Thun, während die andern bei ähnlichen Motiven noch von einer „großen Liebe" phantasieren.

Ganz wie die andern!

Der Brief glitt hinab. Alfred lehnte sich in den

Sessel zurück und starrte eine Weile vor sich hin. Als gedächte er eigener Erfahrungen, trat in das junge schöne Gesicht ein unsagbar müder Zug, der es um Jahre älter und ganz verlebt aussehen ließ.

Und auch er war der Narr gewesen, seine Schwägerin für etwas Besonderes zu halten. Unsinn! Mittelgut, sonst nichts! Dieselbe, die er einst bis in die Wolken erhoben, konnte er nun nicht tief genug stellen. In eine wahre Empörung redete er sich hinein, suchte sich ganz an die Stelle seines betrogenen Bruders zu versetzen. Aber schon war das Blatt im Wenden. Er nahm den Brief vom Fußboden auf, las ihn zum zweitenmal und anders. Denn was er jetzt vor allen Dingen empfand, das war die Erregung, die hindurchzitterte, die Verzweiflung eines heißempfindenden jungen Geschöpfes, das eingesperrt war in den denkbar engsten Kreis, an eine Umgebung gefesselt, die nicht das geringste Verständnis für sein Denken und Fühlen hatte. Und wie ein geschickter Schauspieler jedwede Maske annehmen kann, so wußte er mit seiner schmieg- und biegsamen Dichternatur sich ganz in die Empfindungen Susis zu versetzen. Was in ihrem Brief noch fehlte, das ergänzte er aus ihren eigenen Erzählungen. Wie Märchen hatte er sie oftmals angehört, sich nicht klar gemacht, wie Susi selbst gelitten haben mußte. Jetzt nach diesem Brief ging ihm eine Ahnung davon auf.

Seine Dichterphantasie malte ihm flugs ihr Leben

in den grellsten Farben aus. Er sah sich selbst in diese Enge gebannt ohne Hoffnung auf ein Entrinnen, er wäre zu Grunde gegangen, wahnsinnig geworden in dieser Monotonie.

Ja, bei Gott, es war ihr nicht zu verdenken, daß sie auch ohne Liebe nach der Hand seines Bruders gegriffen. Sie hatte eben rücksichtslos hinausgedrängt, über alles hinweg, das war der kräftige Egoismus der Jugend. Es gab Milderungsgründe genug, Heinz hätte das einsehen müssen; statt dessen verdarb er sich alles. Susi hätte ihn vielleicht geliebt, nun kehrt er anscheinend gleichgültig zu ihr zurück. Ihre Liebe, die erst eine winzige Pflanze war, wird ausgerissen mit der Wurzel.

Eins war gewiß: das Bekenntnis, daß Susi seinen Bruder nicht liebte, erregte ihn, nun er es schwarz auf weiß in Händen hielt, mehr und mehr. Und indem er immer wieder die wichtigsten Zeilen durchlas, fand er die heißersehnte Bestätigung dessen, was er im Innersten der Seele gehofft. Er erwog nicht mehr für und wider und rechnete nicht mit einer möglichen Aenderung der Gesinnung.

Da stand es klar und deutlich: Sie liebt ihn nicht!

Fünfzehntes Kapitel.

Tags darauf am Aschermittwoch hatte die Baronin Raynold zur letzten Sitzung kommen wollen. Sie pflegte sonst pünktlich mit dem Glockenschlag einzutreffen; heute ließ sie warten. Erst ärgerte Winegg sich über die Rücksichtslosigkeit, dann machte er sich Gedanken, denn daß sie ohne jede Entschuldigung ausblieb, war so abnorm, daß wahrscheinlich irgend ein Unglück geschehen war.

Es war heute ein abscheulich graues Licht. Eher als sonst schloß Winegg sein Atelier, fuhr nach der Ludwigsstraße und ging dann Schwabing zu. Dort lag die Villa, in der die Baronin bei ihren Verwandten wohnte. Dem köstlich klaren Tage war trübes Wetter gefolgt. Ein eisiger Wind wehte, Schneeflocken wirbelten durch die Luft. Auf der Leopoldstraße stand ein Leichenwagen, mit vier Pferden bespannt. Soldaten hielten die Zügel, die roten Haarbüsche flatterten im Winde. Winegg besann sich, ein blutjunger Offizier seiner Bekanntschaft war gestorben, jetzt holten sie den Toten nach der Leichenhalle. Er wandte sich noch einmal um, da kamen die Geistlichen mit den Chorknaben die Allee herab — der Wind fing sich in den Chorhemden, den faltigen Gewändern — leicht vornüber gebeugt, langsam voranschreitend kämpften sie gegen den Sturm an.

Ueber ihren Häuptern flatterte das Fähnchen, das weiße Kreuz im schwarzen Felde.

Ein echtes Aschermittwochsbild! Ein rechter Kontrast zu der Sonne, dem Lachen und Toben von gestern.

Bald darauf war Winegg in der Villa angelangt. Der Diener, der ihn melden sollte, zeigte ein bedenkliches Gesicht, dann besann er sich und ging. Als Winegg ins Zimmer trat, saß die Baronin am Fenster, stand aber gleich auf, ging ihm entgegen und reichte ihm die Hand.

„Nehmen Sie mir's nicht übel; es fiel mir jetzt erst ein, daß ich Sie habe warten lassen. Es ist freundlich von Ihnen, daß Sie noch einmal kommen."

Sie sprach so matt und gedrückt, sah so verändert und angegriffen aus, daß er fragte: „Ist irgend ein Unglück geschehen?"

Sie sagte kein Wort, reichte ihm nur eine Depesche, die auf dem Tischchen am Fenster lag. Sie enthielt die Nachricht vom Tode ihres taubstummen Kindes.

Er legte sie nieder, ohne ein Wort zu sagen. Aber seinen Augen sah die Baronin ein tiefes, aufrichtiges Bedauern an. Sie setzte sich ans Fenster, er nahm ihr gegenüber Platz. Erst starrte sie durch die Scheiben in das wirbelnde Schneegestöber hinaus. Es war ihr angenehm, daß er kein Trosteswort suchte, sie nicht mit Fragen quälte, sondern wartete, bis sie reden würde. Er gehörte wirklich zu den Menschen, die einem nie-

mals, auch in den schwierigsten Stimmungen nicht, auf die Nerven fielen. Sie wandte sich ihm zu.

„Es kam alles so furchtbar rasch. Das Kind hatte Diphtheritis, war nur zwei Tage krank. Ein Brief, der mir den Ausbruch der Krankheit mitteilte, kam fast mit dieser Depesche zusammen. Wie oft hab' ich selbst dem armen Geschöpf den Tod gewünscht — und doch — nun er da ist, ist's furchtbar — wär' es noch elender gewesen — es war immerhin mein Kind, mein Fleisch und Blut — wenn die Bande gelöst werden, es ist ein Schnitt ins Lebendige."

Er sah, wie sie die Zähne auf die Lippen biß, um nicht zu weinen. Da sie ihrer Erregung nicht Herr wurde, stand sie auf, ging ein paar Schritte hin und her, kam dann wieder und nahm Platz.

„Und dabei, sag' ich mir selbst, hab' ich gar kein Recht, die verzweifelte Mutter zu spielen; es sieht aus wie Komödie, denn ich bin dem Kinde niemals eine rechte Mutter gewesen. Jeder kann mir ins Gesicht sagen: Du hast nichts verloren, warst ja kaum zu Haus. Und dieser Tod ist obendrein ein Glück — gewiß — ich werde es mir schon wieder klar machen. Ach," — sie stand auf und drückte einen Moment die Knöchel in die Augen — „wie bin ich's so müde, so furchtbar müde, dies elende Leben!"

Ihre Lippen zitterten.

Winegg erhob sich, er merkte es ihr an, daß sie

allein sein wollte. Sie mochte ihn angenommen haben mit dem Gedanken: Das ist ein guter Freund, den kann ich sehen; aber sie war in jener Stimmung, wo uns auch die besten Freunde zur Last werden, wir allein sein müssen — mutterseelenallein.

„Kann ich Ihnen irgend einen Dienst leisten, meine gnädigste Baronin? Sie reisen doch gewiß gleich ab?“

„In anderthalb Stunden geht der Zug. Einen Dienst leisten? Nein, ich danke Ihnen. Auf die Bahn zu kommen, das hat ebenfalls keinen Zweck — ich habe es meinen Verwandten auch untersagt. Und daß ich Ihnen nicht mehr sitzen kann, das schadet doch nichts?“

„Es wäre doch das letzte Mal gewesen; ich will mich bemühen, das Bild so zu beenden. Wenn Sie im Sommer durch München kommen sollten, sehen Sie es fertig.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich komme nicht mehr nach München. Die Erinnerung an den heutigen Tag würde mich hier nicht mehr loslassen. Sollte uns der Zufall noch einmal zusammenführen, würde ich mich herzlich freuen — sonst — leben Sie wohl für immer.“

Sie reichte ihm die Hand, er drückte einen langen Kuß darauf.

„Und grüßen Sie Ihre Frau. Es thut mir leid, daß ich sie so selten gesehen habe. Ich weiß nicht,

warum Sie diese Frau nicht glücklich machen — Sie haben niemals mit mir über sie gesprochen — aber es ist, als lastete irgend ein Alp auf ihr. Sie möchte glücklich sein — sie kann nicht. Ich glaube, daß Sie von ihr geliebt werden; sie selbst ist unsagbar anziehend und reizvoll. Wenn man aus eigener Erfahrung weiß, wie furchtbar kalt und öde das Leben sein kann, da faßt man es nicht, weshalb zwei Menschen, die so füreinander geschaffen scheinen, nicht alles thun, um glücklich zu sein."

„Ich werde Susi Ihre Grüße bestellen, und jetzt leben Sie wohl, meine Gnädigste."

Noch ein Händedruck, und sie gingen auseinander.

Kaum hatte Winegg heute nachmittag sein Atelier verlassen, so war Alfred langsam der Wohnung seines Bruders zugeschlendert. Heinz würde heute sicherlich zu Haus sein, nicht arbeiten. Wo war am Aschermittwoch in ganz München ein vernünftiges Modell aufzutreiben?

Er wollte den Brief, den er in der Tasche trug, los sein und spräche den Bruder am liebsten allein, redete er sich ein, obwohl er darauf brannte, bei dieser Gelegenheit Susi zu treffen.

Langsam, in Gedanken, steigt er die Treppen zur Wohnung seiner Geschwister hinan und klingelt. Niemand kommt; schon packt ihn die Angst, er stehe vor verschlossenen Thüren, zum zweitenmal hebt er die

Hand. In dem Moment thut sich die Thür auf, Susi selbst steht vor ihm. Erst starrt er sie geistesabwesend an; so schnell hat er sie trotz seiner Ungeduld nicht erwartet.

Sie sieht blaß aus — entzückend — eine Ewigkeit hat er sie nicht gesehen — es wird ihm jetzt erst klar, wie er gelechzt hat nach ihrem Anblick. Er denkt an den Brief nicht, auch nicht an seinen Bruder und an das, was er mit Susi hat reden wollen — gleichviel, ob er mit den besten oder schlechtesten Vorsätzen dies Haus betrat — er denkt nur daran, daß er sie endlich sieht und hoffentlich allein.

Susi hat ihren Schwager nicht gleich erkannt — das Licht auf der Treppe brannte noch nicht — jetzt streckte sie ihm die Hand entgegen: „Du Alfred? Das ist nett, daß du kommst.“

Und er meint bei sich, sie selbst ziehe ihn halb und halb hinein.

„Ist Heinz zu Haus?“

„Nein.“

Er atmete tief auf. Dann ist sie ganz allein. Denn wäre das Mädchen zu Haus, so hätte sie nicht selbst die Thür geöffnet. Susi ging voran ins Wohnzimmer, er folgte. Sie zündete erst die Lampe an, dann nahmen sie Platz. Vorher aber faßte er nach ihrer Hand und küßte sie, so daß Susi ihm diese Hand — sie wußte selbst nicht, weshalb — entzog.

„Sei mir nicht böse, Susi; ich war ungestüm — eine Entschädigung dafür, daß ich dich so lange nicht gesehen.“

„Aber das ist deine Schuld. Du hättest mir jeden Tag die Hand küssen können.“

Und sie lächelte ihn an; sie will den Bruder ihres Mannes nicht verletzen, wahrhaftig nicht. Sie hat ihn lieb wie ihren eigenen Bruder und weiß nicht, was sie eben so „unfreundlich“ sein ließ.

„Wie haben wir auf dich gewartet! Immer, wenn Heinz aus dem Atelier nach Hause kam, fragte er nach dir. Warum kamst du nicht ein einziges Mal?“

„Ich konnte nicht.“

Warum sieht er sie so an? Und was bedeutet dies fatale, nervöse Angstgefühl? Susi drängt es zurück, aber es kommt immer wieder, ist unerklärlich. Wenn er ihr fremd geworden, seit sie sich nicht gesehen, so soll er es wenigstens nicht merken, Heinz wird glücklich sein, daß sein Bruder sich endlich einmal zum gemütlichen Besuch einfindet.

Weshalb konnte er nicht kommen? Sie sah ihm fragend ins Gesicht. Dabei fiel es ihr auf, wie übernächtig und ermüdet er aussah. Er mochte ihre Gedanken erraten haben, denn er sagte mit der alten Treuherzigkeit: „Ich hab' ein bisserl arg getollt im Karneval, Susi.“

„Ich weiß, Heinz hat es mir gesagt.“

Kein Wort des Vorwurfs! Er wartete darauf, wollte sich von ihr schelten lassen. Weshalb redet sie nicht? Sie schaut bekümmert drein. Das steht dem jungen schönen Gesicht entzückend! Er läßt sie nicht aus den Augen.

„Bist du mir deshalb bös, Susi?"

„Nein, nicht böse." Und da sie ihn so gefügig und bescheiden sah, setzte sie hinzu: „Es thut mir nur namenlos leid. Ich wäre so glücklich gewesen, schon um meines Mannes willen, wenn du so weiter gearbeitet hättest und in deinen Mußestunden zu uns gekommen wärest."

Sie sagte das in einem solchen Ton, daß er wieder nach ihren Händen faßte.

„Susi, ich konnte nicht!"

Und so verzweifelt starrte er vor sich hin, daß sie Angst packte und Mitleiden. Was war geschehen? Was drückte ihn? Wenn er es dem Bruder nicht verraten mochte, ihr konnte er's vielleicht anvertrauen. Er hatte schon einmal gesagt, außer seiner Mutter hätte er niemand mehr gefunden, bei dem er sich so ausgesprochen wie bei ihr. Und mit dem warmen, liebevollen Ton einer Schwester fragte sie: „Warum konntest du nicht? Sag' mir's, ich bitte dich."

Er hob den Kopf.

„Weil ich dich vergessen wollte."

„Mich?"

Sie sah ihn verständnislos mit ihren großen Augen an. Dann besann sie sich. Hatte sie ihn verletzt? Ein wenig müde glitt sie sich mit der Hand über die Stirn. Sie hatte sich dieser Freundschaft so recht von Herzen gefreut. Konnte denn nichts im Leben ohne Mißklang bestehen?

„Mich vergessen? Habe ich dir irgend etwas gethan?" Da war es aus mit seiner Selbstbeherrschung, und daß sie so ahnungslos war, reizte ihn, sie sehend zu machen.

„Nein, nein, nichts gethan. Deine einzige Sünde war die, daß du meinen Weg gekreuzt; aber das sollte vielleicht so sein. Erinnerst du dich jenes Abends, des letzten, da ich bei euch war? Es war eine wundervolle, milde Mondnacht. Wie ich auf dem Heimweg über den Königsplatz gehe und dort einen Augenblick stehen bleibe, fällt mir ein, daß du noch nicht dazu gekommen, die Propyläen und die Glyptothek im Mondschein zu sehen. Mit einem Mal stehst du auf dem einsamen, mondhellen Platz vor mir, deutlich greifbar, daß mir alles Blut zu Kopfe steigt, und doch nur ein Phantom.

„Ich gehe weiter, du folgst mir leibhaftig, quälend wie nur je eine Gestalt meiner Phantasie, die endlich Fleisch und Blut geworden. All meine Gedanken, die ich wochenlang zurückgedrängt, fallen wie böse Geister über mich her. Ich laufe durch die Straßen die Kreuz und

Quere in furchtbarer Erregung, wie gehetzt, als gälte es, vor jemand zu fliehen — vor dir, Susi, aber du kommst überall hin mit.

„Wie Schuppen ist es mir von den Augen gefallen, daß ich nicht nur heute abend, sondern die ganze Zeit meines Hierseins bei allem Schönen, was ich gesehen, bei jedem Vers, den ich gedichtet, jeder Zeile, die ich gelesen, nur einen Gedanken im Hirn hatte: das müßte Susi sehen, das müßte sie hören. Und mit einem Mal raunt mir eine Stimme ins Ohr: Weil du sie liebst, wie du nie im Leben ein Weib geliebt!“

Bei den Worten wollte Susi aufspringen; er aber faßte rasch nach ihrer Hand und hielt sie fest.

„Nein, bleib — ich erzähl' es nur so — eine ganz einfache Geschichte — keine Liebeserklärung — die sind kürzer, Susi — viel kürzer.“

Und das weitere vergessend, starrte er nach ihren Lippen, wagte aber nichts, denn eine seltsame Scheu hielt ihn im Zaum. Sie bemerkte seinen hungerigen Blick nicht, die Hände krampfhaft ineinander gefaltet, sieht sie ratlos zu Boden.

„Bleib hier, Susi!“

Sie nimmt wieder Platz; er spricht sich besser aus. Seit jenem Abend wird er sich längst besonnen haben, wird ihr sagen, daß es nur eine Thorheit war.

„Laß mich ausreden — es ist besser. Du siehst's ja auch, das Bewußtsein, daß ich dich liebte, machte

mich halbtoll. Ich wollte dich nicht lieben, und nur um dich zu vergessen, fing ich das wüste Leben wieder an. Einen Genuß versprach ich mir nicht, denn ein Ekel erfaßte mich, wenn ich zu Hause je über dies Treiben nachdachte. — Alles so schal, so hohl, ich so übersatt davon — die Monate, die Jahre, die hinter mir lagen, so umsonst gelebt — so elend verzettelt."

Außer sich, barg er den Kopf in den Händen; das Bewußtsein, daß er in seinem wüsten Leben etwas eingebüßt, das ihm kein Gott wiedergeben konnte, überkam ihn angesichts seiner jungen Schwägerin erdrückend wie nie zuvor.

Sie sah diese Gebärde der Verzweiflung und hörte aus seinen Worten nichts heraus, als das namenlose Grauen vor diesem Leben voll „Vergnügungen". Er wollte anders werden, er konnte nicht! Das war seine Schuld, gewiß, aber ob es nicht möglich war, ihn herauszureißen, zu retten, nun er endlich zur Erkenntnis gekommen?

Als guter Kamerad, treuherzig brüderlich hatte er stets mit ihr verkehrt. In der Erinnerung daran schien ihr seine Liebe mehr und mehr nur die Marotte eines tollen, exzentrischen Knaben, die Phantasie einer Dichternatur, sie war ganz ahnungslos, daß diese „Marotte" das rücksichtslose Begehren eines jungen Lebemannes war. Was wußte sie von ihm und seinem Leben? Trotz allem im Grunde genommen nichts. Im Ver-

kehr mit ihm hatte sie ihn nur von der besten Seite kennen gelernt.

Das echt weibliche Verlangen überkam sie, diesem Haltlosen zu helfen. Mit dem gesunden, starken Egoismus der Jugend hatte sie die längste Zeit ihres Lebens nur an sich selbst gedacht. Wie sich aber in der Ehe, in der tiefen, aufrichtigen Liebe zu ihrem Mann mehr und mehr die echt weibliche Natur, die in ihr schlummerte, entwickelte, so das echt weibliche Verlangen, sich um andre geliebte Menschen zu sorgen, ihnen womöglich zu helfen, ernste Gesichter aufzuheitern. Ihr Mann schien dessen nicht zu bedürfen; aber seinem so viel jüngeren Bruder mochte sie beistehen und Heinz selbst den größten Gefallen damit thun.

Alfred hatte die Hände herabgelassen. Ein süßes Lächeln trat um Susis Lippen, und ein wenig zaghaft, denn so ruhig, wie sie nun zu sein glaubte, war sie nicht, sagte sie: „Wenn du solches Grauen vor diesen Vergnügungen hast, was verzweifelst du da? Das ist ein gutes Zeichen, da muß es ja leicht sein, dies Leben hinter sich zu werfen, ein andres anzufangen; thu es, ich bitte dich darum — fang' wieder an zu arbeiten — wir waren damals so glücklich.“

Mit diesem „wir“ meinte sie sich und ihren Mann. Er faßte es anders auf; er stürzte ihr zu Füßen, schlang die Arme um ihren Leib.

„Susi, ja, wir waren damals glücklich — und du

hast mich ganz in der Gewalt — du kannst aus mir machen, was du willst! Du kannst mich retten, Susi, hörst du's, ich will arbeiten Tag und Nacht — dir zuliebe, Susi — wenn du nur wolltest, könnten wir glücklich sein."

Sie starrte auf ihn hin, Angst und Entsetzen in den Augen, und mit einem Gefühl, als müsse sie ersticken, versuchte sie seine Hände zu lösen — umsonst! Da besann er sich. Er war zu rasch gewesen; er wollte ruhig sein. Aber noch fühlte er die feine, schlanke Gestalt in seinem Arm. Er hatte keine Ruhe mehr. Susi hatte sich ebenfalls erhoben, stand am Fenster und sah durch die Scheiben. Erregt wie sie war, bemerkte sie nicht, daß er dicht hinter sie trat, bis sie ihn mit einem Mal flüstern hörte: „Susi, ich liebe dich namenlos."

Sie rührte sich nicht.

„Susi, du hast schon einmal die Kraft gefunden, die Bande zu brechen, die dich in Fesseln schlugen, davonzugehen in Nacht und Nebel."

Es war keine Sünde, was sie damals gethan, und mochte sie sich noch so elend fühlen, um des Glückes willen, das sie genossen, in der Hoffnung, daß dies Glück einst wiederkommen würde, hätte sie diese That um keinen Preis ungeschehen machen mögen. Aber daß er in diesem Moment darauf pochte, das verletzte sie einer harten Anklage gleich.

Sie wandte sich ihm zu; er sah in ein fremdes Antlitz. Der kindliche Zug war weggewischt. Das Gesicht schien älter, herb und entschlossen, wie er es nie im Leben gesehen.

„Ja, ich ging in Nacht und Nebel auf und davon. Es war ein Betrug, den ich an meinem Bruder übte — ich weiß es, und in einsamen Stunden hab' ich reichlich dafür gebüßt; aber ich konnte nicht anders handeln, wollt' ich nicht schlecht werden oder elend zu Grunde gehen — dort vegetierte ich nur — ich wollte leben."

„Und lebst du jetzt, Susi?" sagte er leidenschaftlich. „Dein Mann hat seine Kunst, die ist sein Weib, seine Geliebte, sein Ein und Alles. Komm mit mir, Susi, sei mein. Was weißt du vom Leben? Bei mir sollst du das Leben erst kennen lernen."

Wie verträumt sah sie ihn erst an.

„Bei dir das Leben kennen lernen?" Und ruhig und bestimmt fügte sie hinzu: „Für mich gibt es kein Leben mehr außer diesem, außer dem mit meinem Mann. Als ich damals auf und davon ging, wußt' ich kaum, was ich that, war ich ein Kind im Vergleich zu heute — heute lieb' ich ihn mehr, als mich selbst."

Da geriet er außer sich, daß sie so fest und sicher sprach, als könne nichts sie wankend machen. Er kam ihr wieder ganz nahe.

„Du liebst ihn, sagst du. Aber weißt du denn, ob er dich liebt? Er ist ein Fanatiker seiner Kunst. Vielleicht, daß er längst wieder frei sein möchte, um ganz seiner Kunst zu leben. Was geht er so kalt neben dir her!“

Fest und sicher war sie eben noch gewesen, sich bei seinem Drängen ihrer Liebe immer mehr bewußt werdend, jetzt übten diese Worte eine geradezu lähmende Wirkung aus. Sie wußte, wie ihr Mann an diesem Bruder, der ihn so scheußlich verriet, hing, wußte, wie er ihm traute. Und der furchtbare Gedanke kam ihr: wenn sich Heinz jemals in diesem Sinne gegen ihn ausgesprochen!

Erst starrte sie vor sich hin; einen Schritt stand er von ihr, ließ sie nicht aus den Augen, dann hob sie den Kopf und sprach, ohne ihn anzusehen: „Dann — ja dann wäre es freilich eine Wohlthat für ihn, ein Werk der Barmherzigkeit, wenn ich die Bande löste; aber dann, verstehst du, gehe ich nicht in ein andres Leben, sondern in den Tod — die Ruhe.“

Es war ein Zug in dem Gesicht, daß ihn die Angst packte, sie könne die Wahrheit reden.

„Sprich nicht so, Susi — nicht vom Tode — ich kann's nicht hören aus deinem Munde — die Ruhe kommt früh genug — du könntest leben mit vollen Zügen — sei mein — mein Weib. Ihm bist du nichts neben seiner Kunst — mir bist du alles — auch ich

liebe meine Kunst von ganzer Seele — aber heißer noch liebe ich dich — werde erst zum Künstler durch dich, Susi!“

Sie hörte kaum auf seine Worte.

Wenn er frei werden wollte! Was sie selbst kaum zu denken gewagt, hatte ihr Schwager rücksichtslos ausgesprochen, nun gellte es ihr in den Ohren, bohrte sich in sie hinein, verursachte ihr einen tödlichen Schmerz.

Daß ihr Mann die Baronin nicht liebte, war ihr langsam klar geworden; die hatte ihn ihr nicht entfremdet. Aber seine Kunst, die war „seine Geliebte“, „sein Weib“, „sein Alles“. Vielleicht waren das seine eigenen Worte, und der Bruder hatte sie nur wiederholt. Dieselbe Kunst, in der sie einst mit ihm hatte leben wollen, stand ihr plötzlich wie eine Todfeindin, eine Nebenbuhlerin gegenüber, die ihr das Beste raubte.

Wenn er frei sein wollte! Ihm war sie eine Last, und da stand sein Bruder, jung, schön, eine reich begabte Künstlernatur, ganz Leidenschaft und Verlangen; ein Mensch, der zum Verräter wurde an seinem leiblichen Bruder. Aber war es nicht die Glut und Kraft dieser Leidenschaft allein, die ihn zum Verräter machte? Dem würde sie alles sein! Sie würde ihn ganz umwandeln, zu einem neuen Menschen machen, ihn retten und teilhaben an seinem Schaffen, das sich unter ihrem Einfluß erst ganz entfalten würde.

Dabei würde er sie auf den Händen tragen, sie vergöttern.

Was sie in diesen Momenten des Schweigens erlitt, war wie eine Anfechtung. Satanas trat vor die arme Seele, zeigte ihr das Reich der Welt, prangend im Sonnenlicht. Was ihr blieb, schien nur ein elendes kleines Gebiet — nichts zu wirken, nichts zu hoffen. Auf hartem Fels schien die arme Seele einherzuwandern. Und wenn sie bisher von Tag zu Tag, von Monat zu Monat die Hoffnung auf ein Ziel im blütenreichen Lande aufrecht erhalten, in diesem Augenblick der Angst war es, als müßten ihr die Kräfte versagen, die Füße wund werden auf dem harten Gestein.

Mit ratlosem, verzweifeltem Blick sah sie sich im Zimmer um. Den Blick bemerkte Alfred und auch die Widerstandslosigkeit, die sich plötzlich in ihren Zügen abspiegelte. Das gab ihm einen Schimmer von Hoffnung.

„Susi, daß du mich liebst wie ich dich, verlange ich nicht — wenn du dich nur lieben lässest — mein bist ein Lebenlang. Sag' ein Wort, Susi, ein einziges!“

Sie sagte nichts. Da schlang er die Arme um ihren Leib. Wie sie aber die Berührung seiner Lippen fühlte, stieß sie ihn von sich, und als sich ihre Augen begegneten, las er nur Grauen und Ekel in ihren Blicken.

„Susi!“ schrie er auf, denn in dem Augenblick wußte er, daß alles verloren war.

Sie aber glaubte jetzt, erregt, wie sie war, Schritte auf dem Gang zu hören. Wenn ihr Mann käme, und in diesem Augenblick! Die gefalteten Hände an die Brust gepreßt, horchte sie, atemlos vor Angst.

Gott sei Dank, alles still!

„Du mußt fort — hörst du!“

Er zögerte.

„Geh, geh!“

„Schicke mich nicht so fort, Susi, sieh mich wenigstens an,“ bat er verzweifelt, „sage, daß ich wiederkommen kann.“

„Nein, nein, ich kann dich nicht mehr sehen — geh!“

Sie warf sich in den Sessel, grub den Kopf in die Hände, und er ging aus dem Zimmer.

Alfred mochte kaum fünf Minuten fort sein, da öffnete sich die Thür. Es war Winegg, der von dem Besuch bei der Baronin zurückkam. Unterwegs hatte er sich lebhaft mit dem Tode des Kindes und dem Geschick dieser schönen, glänzenden Frau beschäftigt. So erregt, trifft er im Hausflur seinen Bruder, der wie auf der Flucht an ihm vorbeistürzt. Erst als er vorüber, wird Winegg klar, wer es gewesen. Er geht ihm nach — nichts mehr zu sehen! Wie er ins Zimmer tritt, fährt Susi, im Glauben, Alfred käme nochmals

zurück, mit jähem Schreck empor und starrt ihren Mann geistesabwesend an.

„Susi, ja mein Gott, was ist denn geschehen?“

„Nichts, nichts.“

Er glaubt es nicht; er kann den Blick nicht vergessen, mit dem sie ihn angesehen.

„Ich bitte dich, Susi!“ Er bemühte sich, ruhig zu bleiben und dieser rätselhaften Angst Herr zu werden. Der Brief, den sein Bruder noch hat, fällt ihm wieder ein; er sucht krampfhaft nach irgend einem Zusammenhang. „Sag mir, weshalb Alfred hier war und so fortstürzte. Quäle mich nicht! Du begehst ein Unrecht, wenn du mir irgend etwas verschweigst — es mag sich um eine Kleinigkeit handeln, und ich male mir alles Mögliche aus. Wenn du mich nicht aufklärst, gehe ich augenblicklich zu Alfred und frage ihn.“

Zu ihm hingehen! Damit es vielleicht zu einer Scene zwischen den beiden kommt! Erregt, wie sie ist, malt sie sich selbst die schrecklichsten Bilder aus. Sie will sich bemühen, ihm alles ruhig und vernünftig zu erzählen, damit er Nachsicht hat mit seinem Bruder, sie will ihm sagen, daß sie Alfred nicht liebt — freilich — wenn er selbst am liebsten frei wäre, wird ihm diese Versicherung gleichgültig sein. Und ahnungslos, daß der Verrat ihres Schwagers doppelt und dreifach wiegt, weil er sich in des Bruders Vertrauen gestohlen, hebt sie zu reden an: „Versprich mir, daß

du heute abend nicht mehr zu ihm gehst, dann will ich dir alles sagen.“

„Ich verspreche es dir.“

„Alfred kam ziemlich erregt hier an — ich war allein — wir sprachen von der letzten Zeit . . .“

„Keine Umschweife, Susi, ich bitte dich — zur Sache!“

Sie holt tief Atem. Es ist, als müßte sie ersticken vor Angst.

„Er hat mir gesagt, daß er mich liebe.“

Sie sieht ihm ins Gesicht. Nie im Leben hat sie solch ein Gesicht gesehen. Es ist, als solle ihn der Schlag rühren, als ginge irgend eine gräßliche, tödliche Veränderung in ihm vor. Mit einem Aufschrei faßt sie nach seiner Hand.

„Sag' ein Wort, Heinz, ein einziges.“

Sie vergißt die Versicherung, daß sie ihren Schwager nicht liebt, vergißt alles beim Anblick dieses Gesichts. Er aber sagt kein Wort, entreißt ihr seine Hand und stürzt aus dem Zimmer. Sie will nach, ihn zurückholen, da hört sie schon, wie er sich einschließt, und sie geht in ihr Schlafzimmer und bricht laut aufschluchzend an ihrem Bett zusammen.

Sechzehntes Kapitel.

Am nächsten Morgen war Winegg zeitig fortgegangen, ohne Susi gesehen zu haben. Bald nachher meldete das Mädchen, eine Frau sei draußen und möchte die gnädige Frau sprechen. Susi erkannte gleich Frau B., bei der Alfred wohnte. Sie erschrak, ahnte ein Unglück und zog sie ins Zimmer. Nun erzählte Frau B. in ihrem bayrischen Dialekt, wie den „jungen Herrn", als er gestern abend spät nach Hause gekommen, ein arger Schüttelfrost gepackt habe. Auf sein Schellen sei sie gleich zu ihm gegangen und habe ihm Thee kochen wollen. Er aber habe sie ausgelacht und nur nach heißem Wasser verlangt, um sich einen Grog zu brauen. Morgen sei alles wieder gut. Das aber habe sie nicht geglaubt, denn so elend und verändert habe er ausgesehen, daß sie gleich an ihren Sohn gedacht, der sich vor Jahren bei demselben scharfen Ostwind den Tod geholt habe.

Heute früh habe er starkes Fieber gehabt und ganz wirr geredet. Sie sei gleich zu dem jungen Arzt gegangen, der eine Treppe höher wohne und mit ihm bekannt sei. Der habe ihn beklopft, untersucht, von Lungenentzündung gesprochen und daß ordentliche Pflege nötig sei. Nun wolle sie den jungen Herrn gern in ihrer Wohnung verpflegen; aber sie müsse heute selbst

zu ihrer verheirateten Tochter, die krank an der Influenza danieder liege, und da er vor Abend, wie der Doktor meine, keine Pflegerin beschaffen könne, da habe sie in ihrer Angst an die gnädige Frau gedacht. Der Kranke wisse nichts davon, er sei viel zu elend. Aber vielleicht könnte sie doch einmal kommen und nach ihm sehen.

Als sie zu sprechen aufgehört, fiel ihr Susis entsetztes Aussehen auf, und sie suchte die junge Frau zu beruhigen. Die aber hörte nicht auf ihre Trostesworte.

Lungenentzündung!

Das war gerade für ihn die schlimmste Krankheit. Mit Alfreds Lungen sei nicht zu spaßen, hatte ihr Mann zu wiederholten Malen gesagt. Sie sah ihren jungen Schwager plötzlich vor sich, wie er sie gestern abend angefleht, ihn nur anzusehen, ihm nur ein Wort zu sagen. Sie hatte ihn von sich gewiesen, ihn fortgetrieben in dieser Verzweiflung. Außer sich war er bei dem eisigen Winde in den Straßen umhergelaufen, hatte sich eben diese Krankheit geholt. Starb er, so war sie mit schuld an seinem Tode.

Das Grauen, mit dem sie ihn gestern von sich gestoßen, ging unter in Erbarmen. Sie dachte nur daran, daß er, der einzige Bruder ihres Mannes, krank daniederlag, Fremden überlassen, wenn sie, seine Geschwister, ihm nicht zu Hilfe kamen. Wäre es nicht hartherzig und kleinlich gewesen, in diesem Augenblick der Not nur an seine Schuld zu denken?

Wie oft hatte Heinz gesagt, daß er diesem jüngeren Bruder die Eltern ersetzen müsse! Er selbst würde bei der Nachricht von seiner Krankheit — wie hatte er sich nicht damals gesorgt, als Alfred in Bonn krank lag! — alles vergeben, würde ihr womöglich Vorwürfe machen, wenn sie nicht gleich nach dem Kranken sah. Was wußte sie überhaupt, wie er versorgt war? Vielleicht, daß sie allerlei gleich selbst mit dem Arzt besprechen konnte.

Die Frau rüstete sich zum Gehen. Susi versprach, nachzukommen. Ehe sie ging, schrieb sie ein paar Zeilen an ihren Mann: „Alfred an Lungenentzündung erkrankt, bin bei ihm," und schickte sie ins Atelier. Er würde möglicherweise noch nicht dort sein, denn es fiel ihr ein, daß er gestern von einer wichtigen Verabredung gesprochen; aber die Portiersfrau konnte ihm bei seiner Ankunft das Billet einhändigen, und dann würde er gleich den Kranken aufsuchen.

Im Bewußtsein, das Richtige zu thun, ging Susi fort. Wie sie aber den Flur des Hauses betrat, in dem ihr Schwager wohnte, stand plötzlich die gestrige Scene wieder leibhaftig vor ihr. Sie zögerte und ging wieder auf die Straße. Schwerkrank, in Fieberträumen liegend, hatte sie sich ihn gedacht. Wenn aber die Frau übertrieben hatte, er nicht so krank war! Unmöglich, daß sie zu ihm ging!

Sie wollte versuchen, ihren Mann zu treffen, noch-

mals überlegen! Nochmals überlegen? Was da für Zeit verstrich! Und wo traf sie ihren Mann? Die Frau war entschieden ratlos, hatte ihr Kommen dringend gewünscht. Was zögerte sie hier mit kleinlichen Bedenken, eine echte Tochter jener beschränkten, philiströsen Kreise, von denen sie sich losgerissen? Wollte sie in deren Sinne handeln? Nein, wahrhaftig nicht. Und sie, die groß geworden im beständigen Kampf mit Rücksichten und Vorurteilen, kehrte rasch um und stieg die Treppen hinauf. Frau B. saß, Susi erwartend, in Alfreds Wohnzimmer und erhob sich leise bei ihrem Kommen. Auf der Schwelle ins Schlafzimmer blieb Susi stehen. Der Kranke hielt die Augenlider gesenkt und rührte sich nicht.

„Er schläft," flüsterte Susi.

Die Frau schüttelte den Kopf.

„Dös glaub' i net. Er hat vorhin noch wirr geredt', kennt Sie vielleicht nimmer."

Auf den Zehenspitzen kam Susi näher und setzte sich leise an sein Bett. Er war ganz apathisch. Auf der Bettdecke lag die schön geformte kräftige Hand. Am kleinen Finger blitzte der prachtvolle große Brillant, derselbe, von dem er einst lachend behauptet, sein Gefunkel allein könne ihn bei der Arbeit zerstreuen. Susi sah ihren jungen Schwager vor sich, übermütig, verführerisch, wie er in diesem Uebermut sein konnte.

Welch ein Riesenunterschied zwischen damals und

heute! Das kecke Gefunkel des Steines war alles, was übrig geblieben. „Der funkelt noch in meinem Grabe,“ hatte er einmal gesagt. „Der kommt mit, leuchtet mir voran in die Ewigkeit.“

Gott im Himmel, warum fiel ihr das ein?

Von der Hand mit dem Brillanten schweiften ihre Blicke zum Antlitz des Kranken. Susi hatte schon mehr Schwerkranke in ihrem Leben gesehen, auch zwei Tote. Ihr Bruder hatte es, jedenfalls in der Erinnerung an ihre „allzu leichtlebige Mutter“, für gut gehalten, daß sie früh mit dem Ernst des Lebens vertraut würde, und so erschrak Susi bis ins Innerste, als sie aus nächster Nähe in dies schöne junge Antlitz blickte. Thränen kamen ihr in die Augen.

Wenn er sterben mußte! Hundertmal hatte er dies Leben verhöhnt und hing doch glühend an diesem Leben.

Sie stand auf. Bei diesem Geräusch regte sich der Kranke und starrte sie an.

„Susi — Du? Du bist gekommen? Da muß ich wohl sehr krank sein.“

„Nein, nein, du bist nicht sehr krank, wirklich nicht.“

Sie lächelte; sprach beruhigend wie mit einem Kinde. Er sollte nicht an gestern abend erinnert werden. Er war elend genug. Sie strich ihm über das blonde lockige Haar, wie es seine Mutter so oft gethan, rief ihm mit dieser einzigen Geste seine sonnige Kindheit zurück.

Er führte die Hand an seine Lippen und küßte sie — so krank, so fieberheiß.

„Du bist nicht sehr krank. Ich wollte mich nur überzeugen, ob du auch gut versorgt seist.“

„Du bist gut, Susi, sehr gut.“

Er starrte vor sich hin, einen fremden Ausdruck in den großen, traurigen Augen, so wie ihn nur schwere Krankheit gibt. Da er ihr namenlos leid that, blickte sie mit ihrem süßen Lächeln auf ihn herab.

„Ich pflege dich gesund.“

„Das dauert zu lange, wäre zu viel — nur manchmal dich sehen.“ — Er spielte geistesabwesend mit ihrer Hand. — „Weiß Heinz, daß ich krank bin?“

Eine leichte Röte flog über Susis Wangen. Sie gedachte des gestrigen Abends.

„Ja.“

„Ob er kommen wird?“

„Ja, er wird kommen.“

Wohl hielt er noch eine Weile ihre Hand in der seinen. Aber Susi bemerkte, wie er von neuem apathisch wurde und in einem Zustand dalag, von dem man nicht wußte, war es Wachen oder Träumen. Dann ging Frau B. fort, nachdem sie Susi von allem unterrichtet hatte, was die Pflege betraf. So war sie denn mit dem Kranken allein, setzte sich ans Fenster und sah in das Schneegestöber hinaus.

„Heinz muß meine Zeilen jetzt haben. Er könnte

schon da sein, muß jede Minute kommen.“ — Sie hörte, wie sich der Kranke bewegte, und stand auf. Aber er verlangte nichts, warf sich nur unruhig umher und stöhnte. Susi blieb am Bett sitzen und starrte auf ihn hin.

Todmatt sein und doch keinen Schlaf finden!

Er wird wieder gesund werden — gewiß. Aber wie furchtbar muß die Pflege eines Menschen sein, den man liebt und von dem man weiß, er wird nie mehr gesund. Wenn Heinz einmal krank würde, so todkrank! Angstgequält preßte sie die gefalteten Hände an die Brust. Angesichts dieses Kranken trat ihr der ewige Wechsel der Dinge brennend klar vor die Seele. Unfaßlich erschien ihr das Leben der letzten Monate. Warum war sie so kalt neben ihrem Mann hergegangen, hatte nicht die Arme um seinen Hals geschlungen und eine Aussprache gesucht?

Es klingelte!

Das wird er sein! Das Herz klopfte ihr bis in den Hals hinauf, und sie horchte mit jener Erregung, in der sie jedesmal seinem Kommen entgegensah. Er war es nicht. Die Stimme war fremd.

Er m u ß kommen auf diese Nachricht hin. Er liebt seinen Bruder zu sehr. An dieser Liebe hat sie selbst sich manchmal aufgerichtet. Unmöglich, daß ein Mann, der solcher Tiefe der Empfindung für Mutter und Bruder fähig war, sie selbst, sein eigenes Weib, das

er so heiß geliebt, so rasch sollte vergessen, die Liebe nur als flüchtigen Sinnesrausch betrachtet haben. Und er, der allzeit, wenn ein Freund seiner bedurfte, so hilfsbereit war, er würde auch ihr Thun als richtig anerkennen.

Mit einem Mal aber wurde Susi glutheiß vor Angst. Sie war zu diesem Kranken gegangen, weil ihr Gewissen rein war. Der Gedanke, daß sie ihn lieben könne, war so unmöglich, daß ihr auch nicht der Schimmer eines Verdachts gekommen, ihr Mann könnte ihr Thun anders auffassen.

Gott im Himmel, wenn diese Handlung sie erst recht auseinander brächte! Mit einer Gebärde der Verzweiflung barg Susi das Gesicht in den Händen. Wenn er mich hier meinem Schicksal überläßt! Er reißt sich von mir los — jetzt erst kommt es zum Bruch — auch mit dem Bruder — selbstverständlich.

Susi ließ die Hände herabgleiten. Die häßlichen Worte: „Und wenn er frei sein möchte, um seiner Kunst zu leben!“ klangen ihr in den Ohren. Dann — ja dann kann ihm mein Gang hierher ganz gleichgültig sein, aber den Bruder muß er wenigstens aufsuchen. Er kann sich denken, daß ich nicht um einer leichten Krankheit willen diesen Schritt gethan. Und hält er es nicht für der Mühe wert, zu kommen, hat er außerdem so wenig Vertrauen zu mir, so bleibe ich hier und wache die Nacht hindurch, falls die Pflegerin ausbleibt. Was

soll ich zu Haus? Da bin ich überflüssig, hier unentbehrlich.

In dem Augenblick hatte der Kranke einen heftigen Hustenanfall. Susi griff leicht unter die Kissen, um ihn aufzurichten, ihm so eine kleine Erleichterung zu verschaffen. Dann reichte sie ihm Eisstückchen, nach denen er verlangte, um den brennenden Fieberdurst zu löschen; aber er erkannte Susi nicht, phantasierte von einem Brief, und dreimal hörte sie ihn den Namen seines Bruders nennen.

Nachmittag war es, als Alfred plötzlich fragte: „War Heinz da?"

Da log sie, um ihn zu schonen: „Ja, aber du schliefst gerade."

Mit dem Scharfblick des Schwerkranken sah er ihr ins Gesicht.

„Er war nicht da, Susi, er kommt nicht."

Er starrte vor sich hin, sie saß stillschweigend an seinem Bett; nach einer Weile hob er an: „Der Brief, das ist's! Geh an meinen Schreibtisch. Links in der Schublade liegt er. Der Brief ist schuld an allem — geh zu ihm — Heinz liebt dich — ich weiß es von ihm selbst."

Regungslos hatte sie ihm zugehört und schöpfte dann tief Atem. Was für ein Brief konnte das sein?

„Geh — bitte — geh."

Sie merkte ihm die innere Unruhe an, und in der

Idee, es handle sich um die Phantasie eines Fieberkranken, stand sie auf, ihm den Willen zu thun. Sie sah nicht, wie sich der Kranke aufrichtete, mit großen Augen hinter ihr dreinstarrte und sich erst beruhigt niederlegte, als sie den Brief gefunden hatte, denn die Sehnsucht nach seinem Bruder war fieberhaft, kaum zu bezwingen, wuchs, je weiter der Tag vorrückte. Es war eine Sehnsucht, stark genug, das fliehende Leben eines Sterbenden aufzuhalten.

Und nun hielt Susi den Brief wirklich in Händen, denselben, den sie einst an Henriette geschrieben hatte. Henriette war längst tot. Wie kam er hierher? Und mit innerem Grauen betrachtete sie diesen Brief, als käme er wirklich aus dem Grabe, aus den Händen einer Leiche. Am liebsten möchte sie ihn von sich schleudern.

Mit derselben Abneigung hob sie zu lesen an, erst ganz verständnislos, unfähig, sich klar zu machen, daß diese Zeilen von ihr selbst herrührten, denn zwischen damals und heute lag eine Welt. Umsonst, daß sie es versuchte, sich in jene Zeit zurückzuversetzen, sich die Stimmung zu vergegenwärtigen, in der sie diesen Brief geschrieben! Wenn es je eine Zeit gegeben, wo sie ihren Mann schon gekannt und dennoch nicht geliebt hatte, so war sie tot und ausgelöscht. Sie konnte und wollte ihrer nicht mehr gedenken. Ihr wirkliches Leben datierte von dem Moment an, da sie

ihn lieben gelernt. Aber die Wochen des Glücks, die wurden jetzt lebendig, standen in strahlender Klarheit vor ihr, und diese Erinnerung war es, die ihr Pein schuf, sie leiden ließ mit ihrem Mann.

Was mußte er empfunden haben, als er danach diesen Brief empfing, das Bekenntnis las, sie liebe ihn nicht und sei nur aus Egoismus die Seine geworden?

„Ich möchte, daß du ganz mein seist, Susi, jeder Gedanke, jede Regung deiner Seele," hatte er einst gesagt. Dieses leidenschaftlichen Verlangens, ganz einzudringen bis in die Tiefen ihres Wesens, mußte sie nun gedenken, und Schamröte stieg in ihrem Antlitz auf ob ihres „Betrugs". Wie mochte er gelitten haben durch die grausame Enttäuschung!

Sie überlegte nicht, wie der Brief in seine Hände gekommen war, sie dachte nur an ihn und seine Pein. Und siedend heiß stieg die Angst in ihr empor, ob er sie je noch würde lieben können wie früher, ob nicht ein Stachel zurückgeblieben, nicht die Erinnerung daran quälend wieder kam.

Nein, nein, nicht, so lange ich lebe, er soll alles vergessen, so wie ich die Zeit vergaß, da ich ihn noch nicht liebte, seine Liebe noch nicht verstand. Ich will hin zu ihm, will ihm sagen, daß ich nicht leben kann ohne ihn.

Sie stand auf; aber bei dem Gedanken schon zitterte sie vor Erregung am ganzen Leibe, so daß sie

sich wieder setzen mußte. Es war keine Kleinigkeit für Susi, solchen Gang zu thun. Der Trotz ihrer Kinder- und Mädchenzeit war noch nicht erloschen. Liebeleer, wie ihr Vaterhaus gewesen, hatte sie keinem ihre Liebkosungen aufgedrungen, alles in sich verschlossen. Wenn sie ihn jetzt um Liebe bat und er kühl und gleichgültig blieb, dann kam sie nie wieder, war alles aus!

Nein, nein, er liebt mich noch, er hat es gesagt! Und im unklaren Verlangen, sich Mut zu ihrem Vorhaben zu holen, ging sie zu dem Kranken zurück. Der warf sich unruhig hin und her. Mit einem Mal gewahrte er Susi, starrte sie mit großen Augen an, und da nur ein Gedanke sein Hirn beschäftigte, fragte er: „Allein? Ist er nicht mitgekommen?"

„Ich war noch nicht bei ihm. Was soll ich sagen?"

Sie schlug die Hände vors Gesicht.

„Schlinge die Arme um seinen Hals."

Bald nachher kam die Pflegerin. Sie machte Susi einen sehr angenehmen Eindruck, und nachdem sie ihr alle Verhaltungsmaßregeln gegeben, stahl sie sich fort, ohne Abschied von dem Kranken zu nehmen. Schnee trieb in der Luft, ein eisiger Wind kam Susi entgegen; den Kopf leicht geneigt, schritt sie rasch dagegen an. Des Grübelns und Ueberlegens war ein Ende. Und schneller, als sie gedacht, stand sie vor der Thür seines Ateliers. Hier ruhte sie sich zum

erstenmal aus, doch gleich spürte sie die furchtbare Erregung wieder. Es war, als versagten die Glieder den Dienst, als wäre sie unfähig, nur ein Wort herauszubringen; aber „schlinge die Arme um seinen Hals!“ hörte sie wieder, und leise drückte sie die Klinke nieder.

Es war möglich, daß er noch malte und die Thür verschlossen war, möglich auch, daß er schon nach Haus gegangen. Es galt nur einen Versuch; sie hoffte kaum, daß sich die Thür gleich öffnen würde. Aber wie im Zaubermärchen, gab die Thür dem leisesten Druck nach, und im ersten Moment starrte Susi wirklich wie das Kind im Märchen, nachdem es mit dem goldenen Schlüssel die verbotene Thür geöffnet, in den großen, schon ein wenig dämmerigen Raum.

Da, die Gestalt am Fenster, das ist er!

Sie hat die Thür so leise geöffnet, daß er sie nicht gehört haben wird, sie ihn überraschen kann. Aber jetzt wendet er den Kopf und starrt das Weib auf seiner Schwelle wie eine Erscheinung an. Er fährt sich mit der Hand über Stirn und Augen. Sie steht noch da! Hat er Hallucinationen? Hat ihn das Grübeln der letzten Nacht, des heutigen Tags dem Wahnsinn nahe gebracht?

Sekunden nur stehen sie sich so gegenüber, dann kommt sie auf ihn zu, und „Susi!“ schreit er laut auf. Wie sie diesen Schrei hört, ihm in die Augen sieht,

wirft sie sich an seine Brust und schlingt die Arme um seinen Hals. Es fällt ihr nicht ein, nach Worten zu suchen, und er selbst weiß nicht, daß er zwischen seinen Küssen immer wieder stammelt: „Ich liebe dich, Susi, ich liebe dich.“

Dann hält er sie auf den Knieen, und sie drängt sich an ihn und flüstert, purpurrot im Gesicht, in abgebrochenen Sätzen: „Ich weiß alles — Alfred hat mich den Brief lesen lassen — ich liebte dich damals nicht, als ich ihn schrieb — wußte nicht, was die Liebe war — aber sie kam so bald — so bald — vom ersten Tage an, da ich die Deine ward — und sie wuchs — füllte mein Leben aus. Und jetzt bin ich hier, dir zu sagen, daß du alles vergessen sollst, daß ich dich liebe, mehr als mich selbst. Mache mit mir, was du willst — nur liebe mich wieder — ich kann nicht leben ohne deine Liebe.“

Er küßte sie von neuem.

„So hab' ich's immer geträumt, Susi, aber nie für möglich gehalten, daß du einmal so kommen würdest. Die letzte Nacht, der heutige Tag waren grauenvoll — als verlöre ich den Boden unter den Füßen. Alfreds Verrat brachte mich halb von Verstand. Dann dein Fortgehen! Ich glaubte nicht an die ernste Krankheit, glaubte an nichts mehr. Da habe ich gesessen den ganzen Tag, dumpf betäubt vor mich hingestiert. Ich kannte mich selbst nicht mehr, wußte nicht aus noch ein.“

Da suchten ihre Lippen seinen Mund; sie glitt ihm mit der Hand über Haar und Wangen, schmiegte sich an ihn, so wie sie es nie im Leben, auch nicht in jener „Zeit des Glücks" gethan.

„Aber nun ist alles gut; Alfred selbst hat uns zusammengebracht, sehnt sich nach deiner Verzeihung."

Da fiel ihr ein, wie sie in ihrem Glückstaumel den armen Kranken ganz vergessen. Sie wollte aufspringen, er aber hielt sie zurück.

„Laß uns zu ihm, Heinz — er wartet auf dich — und nicht zu spät, ehe der Abend kommt; dann fürcht' ich, wird das Fieber ärger."

Ihm aber war es in diesem Augenblick, da er das Leben selbst in seinen Armen hielt, unmöglich, sich den ernsten Zustand seines Bruders klar zu machen, an Krankheit und Sterben zu denken. Als sich Susi nachher erhob, fielen ihre Blicke auf ein großes Oelbild, das in ihrem Rücken auf der Staffelei gestanden.

„Heinz, was ist das?"

Erregt faßte sie nach seiner Hand.

„Sieh dir's an, Susi, ob es dir gefällt."

Sie hörte die Worte kaum und starrte auf das Bild, ganz Auge, ganz Verlangen, es in sich aufzunehmen. Einen Abend am Meer stellte es dar, nur Himmel, Wasser und ein Streifchen Strandes. Die untergehende Sonne haucht sanfte Glut auf die Wasser — ringsum tiefe Stille!

Es ist ein Andachtsbild. Wie ein Betender, heiliger Schauer voll, hat der Künstler diesem uralten Schauspiel gegenüber gestanden. Wie ein Betender! Aber als er den Pinsel zur Hand nahm, da wandelte sich der Betende, das Geschöpf in den Schöpfer, und er schuf ein Bild, so vollendet in der Technik, als wäre in den verflossenen Jahrhunderten kein Pinselzug von Meisterhand gethan worden, den er nicht mit denkendem Auge geprüft hätte. Man meint das leise Plätschern und Rauschen der Wellen zu hören, man sieht die Fußstapfen in dem weichen Sande, man könnte den Seetang, die Algen aufraffen, die das Meer ans Land geworfen hat. Am Strande wandelt eine Gestalt, die eines Weibes mit dunklem Haar und im weißen modernen Kleid. Die untergehende Sonne färbt sie rosig, das über See und Meer flimmernde Licht umspielt sie. Den Kopf leicht geneigt, sieht sie auf das Meer hinaus. Schwermut liegt über ihr ohne eine Spur von Sentimentalität. Und dieselbe Schwermut liegt über dem ganzen Bilde.

Ein leuchtender Sommertag erstirbt. Vielleicht brausen morgen die Nebel übers Meer, und der es heut in strahlender Sonnenpracht genossen, sieht es nie mehr so wieder. Und nahm er darum alle künstlerische Kraft, alle Liebe zusammen, dies Bild zu bannen, so zittert ein tiefer, voller Schmerz hindurch: der Schmerz des Abschiednehmens, so wie ihn nur der empfindet, der in der Vollkraft der Jahre mit heißem Bewußtsein

die Wunder der Welt genießt und doch insgeheim leidet, weil er Tod und Untergang hinter allem ahnt. So wie die Sonne untersinkt und das Licht auf den Wassern erstirbt, so ist sein Glück untergegangen, sein Stern erloschen. Aber klein und nichtig scheint Menschenschicksal und Menschenleid angesichts des ewigen Meeres. Das ist's, was den Künstler wieder emporhebt, seinem Schmerz alles Weichliche nimmt. Die Kraft des Ozeans hat ihn gestählt, das ewig wechselnde Spiel der Wellen macht ihm Hoffnung, das Glück, das er verloren, wieder zu erwerben um jeden Preis. Glühende Sehnsucht vermischt sich seiner Klage!

Modern ist die Gestalt des Weibes und bis in die Fingerspitzen modern der Künstler, der das ewig wechselnde Leben von Luft und Licht so haarscharf in all seinen feinsten Nüancen zu beobachten wußte, es so auf sich wirken ließ, daß er fähig ward, seine eigene intimste Seelenstimmung in diesem Bilde auszudrücken. Modern! Aber ein Hauch klassischer Schöne und Reinheit weht in diesem Bilde. Es ist echte Poesie und somit ein Gut aller Zeit.

Tief aufatmend wandte sich Susi ihrem Manne zu. Er sah, wie erregt sie war, wie ihre Augen leuchteten, und hatte sie eben noch ihre Aufmerksamkeit allein dem Werk seiner Hände geweiht, jetzt sah sie ihn selbst, den Schöpfer, an, glückstrahlend, daß ihm, dem Geliebten, das gelungen.

„Susi, Einzige!"

Er nahm sie in die Arme, küßte sie, selig, nun er ihrer Liebe gewiß war, daß sie so fein, so lebendig für seine Kunst empfand.

Welch eine Wonne, allein für diese Augen zu schaffen!

„Ich kann dir nicht sagen, Heinz, was ich empfinde. All meine Worte kommen mir dumm und kindisch neben dem Bilde vor. So etwas habe ich nie gesehen. Es wird dich berühmt machen mit einem Mal."

Er hatte den Arm um ihren Leib gelegt; sie lehnte sich an ihn. Wortlos standen sie eine Weile davor, bis Susi sagte: „Man hört die Wellen leise rauschen — man bekommt Sehnsucht — namenlose Sehnsucht."

Da neigte er sich über sie; er küßte sie nicht, aber er sah ihr in die Augen, daß sie dunkelrot wurde und den Kopf an seiner Brust barg.

„Susi, wenn der Sommer kommt, gehen wir zusammen hin — die Wochen von damals, weißt du's," flüsterte er leidenschaftlich, „die waren nichts gegen die Seligkeit dann."

Was ist stärker, berauschender, als die Liebe? Susi kam von einem Todkranken; dieser Todkranke war sein einziger, geliebter Bruder; aber die Seligkeit, daß sie sich wiedergefunden, ließ sie beide unter Küssen und heißem Geflüster immer wieder den Harrenden vergessen.

Dann gingen sie die Treppen hinab, in das wirbelnde Schneegestöber hinaus. Sie redeten nichts; nur manchmal drückte er ihren Arm noch fester an sich, beugte sich vor und sah ihr in die Augen. Dann blickte sie zu ihm auf. Und in den Blicken lag alles, was sie sich zu sagen hatten.

Susi trat zuerst leise ins Krankenzimmer. Das Nachtlämpchen brannte. Die „Schwester" saß nicht weit vom Bett; sie erhob sich, als das junge Paar kam.

„Er schläft," sagte Heinz, unfähig, zu verstehen, daß es hier möglicherweise ein letztes Wiedersehen galt.

Die „Schwester" schüttelte trüb den Kopf.

„Er schläft nicht."

Susi kannte dies apathische Daliegen; aber auch ihr war es in dem Augenblick schwer, an den Tod zu denken. Der Arzt sei nochmals dagewesen, erzählte die „Schwester" leise.

„Nun und?"

„Er war nicht zufrieden. Das Fieber ist sehr hoch, der junge Herr nicht bei Bewußtsein. Nur ein paar lichte Augenblicke hat er gehabt. Da fragte er jedesmal nach seinem Bruder und sah fortwährend nach der Thür, ob Sie nicht kämen. Vielleicht, daß er, durch die Freude des Wiedersehens angeregt, Sie erkennt."

Winegg setzte sich ans Bett des Bruders. Die „Schwester" kam und flößte dem Kranken Medizin ein.

Sie hatte eine leichte, feine Hand, sie müsse ihm sympathisch sein, meinte Susi bei sich. Bald darauf schlug Alfred die Augen auf. Er mochte den Bruder erkannt haben, reichte ihm die Hand, sagte aber kein Wort.

„Was machst du für Geschichten, mein Alter?"

Heinz strich ihm liebkosend übers Haar und küßte ihn auf die Stirn.

„Ja, ja," — Alfred starrte vor sich hin, immer den fremden, leidenden Ausdruck in den Augen — „'s wird eine lange Geschichte oder eine ganz kurze. Aber ich danke dir, daß du gekommen. Alles vergessen?"

„Alles, mein Junge. Susi und die ‚Schwester' pflegen dich gesund."

Er schüttelte den Kopf.

„Susi bleibt bei dir. Geht jetzt nach Haus — es ist Nacht."

„Es ist sieben Uhr, Alfred."

„Ach was?" — seine Gedanken begannen zu wandern; er antwortete wie aus einem Traum heraus — „ich dachte, der Morgen käme. Es ist auffallend hell im Zimmer. Susi trägt eine Strahlenkrone — die leuchtet — leuchtet," — wie verklärt richtete er seine Augen auf das Licht des Nachtlämpchens — „die hat euch den Weg gezeigt zu mir armem Schächer. Die Liebe, das ist alles — ihr habt sie und — ich liebte so viel und besaß doch die Liebe nie."

„Laß uns hinausgehen," flüsterte Susi, „wir erregen ihn zu sehr."

Die „Schwester" nickte beistimmend. Dann blieben sie noch im Nebenzimmer, ohne daß der Kranke nach ihnen verlangt hätte, und gingen darauf nach Haus.

Sie liebten diesen Kranken so innig, als man nur einen Bruder lieben kann; aber wie sie so Arm in Arm nebeneinander herschritten, begann sich das Bild zu verwischen. Sie waren jung und heiß und hatten den Egoismus aller leidenschaftlich Liebenden. Sie hatten zu lange nacheinander gedürstet, als daß Angst und Sorge nicht in dem Glückstaumel untergegangen wären. Und je weiter sie von dem Kranken fortgingen, je näher sie ihrem Haus kamen, um so mehr gedachten sie ihrer Liebe.

Am folgenden Morgen galt ihr erster Gang dem Bruder. Hoffnungsfroh, überzeugt, daß sie bessere Nachricht hören würden, standen sie vor seiner Thür. Die „Schwester" öffnete; sie traten näher.

„Wie steht es mit dem Bruder?"

„Er ist tot, diese Nacht gestorben. Die Atemnot war furchtbar. Es waren ein paar schwere Stunden, in denen er meine Hände umklammert hielt, immer im Wahn, es seien die der gnädigen Frau. Zum Bewußtsein ist er nicht mehr gekommen."

Da trafen sich die Blicke des jungen Paares, und sie sahen sich an wie zwei Schuldige. Dann traten sie

an sein Sterbebett, und jammervoll war ihnen zu Mute, als sie in das geliebte Antlitz sahen. Sie blieben lange bei ihm und küßten dem Toten Hand und Stirn. Ein Schauer packte die beiden jungen Menschen an, die aus glühendem Leben heraus plötzlich dem Tod gegenübertraten. Ein Schauer und Reue, daß sie gestern abend von dem Bruder gegangen, erfaßte sie. Aber sie hätten ihm doch nicht helfen können, und erkannt hätte er sie kaum, sagte die „Schwester".

Er war tot! Sie aber klammerten sich nur um so fester aneinander an. Das Leben war so kurz, ohne Liebe so eiseskalt, nichts als ein langsames, ewiges Sterben, und sie wollten leben mit vollen Zügen, nun sie sich gefunden, leben, solange sie sich in der Jugendblüte und Jugendkraft gegenüberstanden.

Sie sahen den Tod, und der Tod selbst war es, der ihnen zurief: Liebt euch! Lebet mit vollen Zügen!

Ende.

Mengs, Georg

Frost im Frühling Roman in zwei Bänden

Bd.: 2 = XIII,22

1897

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11804663-0